

Im Gespräch: Stephan Schmidheiny, Mark Zuckerberg, Jürg Randegger

Nummer 7 – 16. Februar 2012 – 80. Jahrgang  
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

# DIE WELTWOCHEN



## Kampf um die Volksschule

Staatszwang oder freie Wahl: Was ist das bessere Modell?

*Von Philipp Gut*

## Heroin auf Krankenkasse

Die unsinnigsten Schweizer Gesundheitsleistungen. *Von Christoph Landolt*

## Jede für sich und alle gegen alle

Frauen unter Frauen: Das «Bienenköniginnen-Syndrom»

*Von Melanie Mühl*





# Der neue Audi A4.

## Mit wegweisender Motorentechnologie.

Das hocheffiziente Motorenkonzept und das Start-Stop-System des neuen Audi A4 bewirken gegenüber dem Vorgänger eine deutliche CO<sub>2</sub>-Reduzierung und Treibstoffersparnis. Hinzu kommen intelligente Assistenzsysteme, die in seiner Klasse einzigartig sind. Der Audi A4 ist die perfekte Symbiose aus Effizienz, Komfort und Sportlichkeit. Mehr Infos bei Ihrem Audi Händler und auf [www.audi.ch/A4](http://www.audi.ch/A4)

### Audi Swiss Service Package+

Reparatur 3 Jahre oder 100'000 km  
Service 10 Jahre oder 100'000 km  
Es gilt jeweils das zuerst Erreichte

Vorsprung durch Technik





## Intern

Vergangene Woche lehnte der Zürcher Kantonsrat die Initiative «Ja! Freie Schulwahl für alle ab der 4. Klasse» mit grosser Mehrheit ab. Das klare Verdikt setzt einen Trend der letzten Jahre fort. Wo immer die freie Schulwahl in Schweizer Kantonen zur Abstimmung kam, ergab sich ein klares Nein. Politiker und Parteien bekämpfen das Anliegen ebenso wie 99,9 Prozent der Lehrer und Bildungsexperten. Warum eigentlich? Was spricht gegen die Idee, dass die Eltern die Schule ihrer Kinder frei wählen können? Welches Modell ist besser: staatlicher Zwang oder freie Wahl? Inlandchef Philipp Gut hat die Argumente der Befür-



**Rotes Tuch:** Elternlobbyistin Amacher.

worter und Gegner gesichtet. Er wagte sich ins Epizentrum der Schulwahlbewegung vor, ins Wohn- und Arbeitszimmer der ehemaligen Handarbeits- und Werklehrerin Pia Amacher in Reinach BL. Amacher gilt ob ihres Engagements bei Politikern und Pädagogen als eine Art Staatsfeindin und rotes Tuch. Der Eindruck ist falsch. Die Präsidentin der Elternlobby bringt vernünftige und prüfungswerte Argumente für eine freie Schulwahl vor. So viel zum Sachlichen. Persönlich ist sie eine charmante und gewinnende Gastgeberin, wie unser Reporter bei einer ausladenden Tafel mit Gebäck, Cola und Bier feststellte. **Seite 22**

Vor zehn Jahren gab das Cabaret Rotstift in Schlieren seine Abschiedsvorstellung. Kulturredaktor Rico Bandle traf den ehemaligen Rotstift Jürg Randegger in einem Café am Zürcher Römerhof. Als Kabarettist, Lehrer und Moderator der Sendung «Samschtig-Jass» hat

Randegger Land und Leute aus einer exponierten Position beobachtet. Nicht jede Entwicklung bereitete ihm Freude. Lehrer zum Beispiel, das würde er heute nicht mehr werden wollen. **Seite 48**

«Asbest bestimmt mein Leben», sagte Stephan Schmidheiny zu *Weltwoche*-Mitarbeiter René Lüchinger, als dieser vor rund einem Jahr an einer Biografie über den Industriellen arbeitete. Er hat recht, wie das nun gefällte erst-



**Frei im Geist:** Stephan Schmidheiny.

instanzliche Urteil zeigt, ein «Klassenkampf in Turin», wie die NZZ urteilt. Lüchinger hat sich jetzt nochmals intensiv mit Schmidheiny beschäftigt und zeichnet ein Bild eines Mannes, für den das Unternehmertum nicht zuoberst auf der Agenda stand. Sondern die Ungebundenheit im Geiste, die ihm seine Mutter Adda vorgelebt hatte. **Seite 14**

Rassismus und Diskriminierung gibt es immer und überall. Es ist deshalb nichts dagegen einzuwenden, wenn sich auch die Schweiz periodischen Überprüfungen durch die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) unterzieht. Auch mit fairer und begründeter Kritik lässt sich leben, doch der jüngste OSZE-Bericht strotzt vor Mutmassungen, Pauschalurteilen und falschen Behauptungen. Wer die Rassismuskeule schwingt, sollte seine Urteile mit Fakten belegen. Vielleicht hat die Muslimfeindlichkeit, wie von der OSZE behauptet, in der Schweiz tatsächlich zugenommen, doch dann würde man gerne von entsprechenden Studien- und Umfrageergebnissen und anderen harten Tatsachen erfahren. Weil diese fehlen, verdient das Papier nur ein Prädikat: lausig. **Seite 26**

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huisselfing

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Jost Fetzer (*Leitung*),

Adam Schwarz, Patrick Kull (*Assistent*)

**Layout:** Tobias Schär (*Leitung*),

Silvia Ramsay

**Infografik:** Helmut Germer

**Korrektorat:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

**Geschäftsführer:** Sandro Rüeegger

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Jean-Claude Plüss (*Leitung*),

Christine Lesnik (*Leitung Stilausgaben*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Internetverkauf:** Stailamedia

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

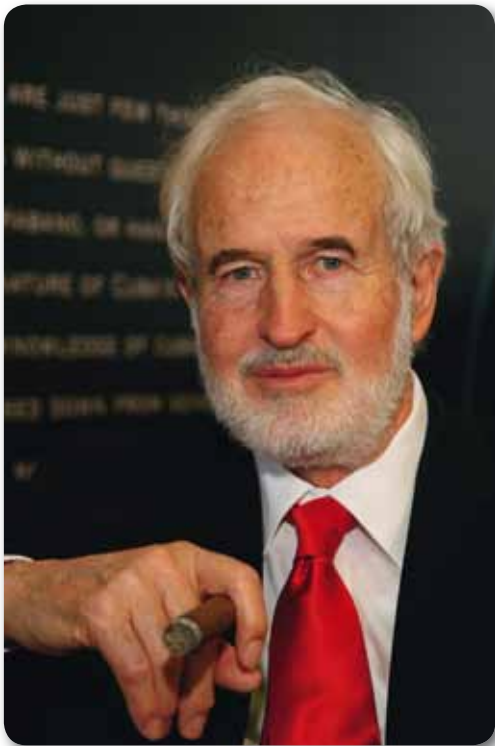
Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

**Paperboy:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/paperboy](http://www.weltwoche.ch/paperboy)





Exklusiv für Leser der Weltwoche

# Genuss-Abende mit Heinrich Villiger

Eine gute Zigarre rundet den Tag ab. Begleiten Sie den Grandseigneur auf einem Streifzug in die Welt des Tabaks, und probieren Sie verschiedene Zigarren.



Villiger steht für feinste Zigarrentabake aus berühmten Anbaugebieten – überwiegend aus Lateinamerika. Kiel-Zigarren, Original-Krumme, Stumpfen und die starken Zigarillo-Marken Braniff und Constellation sind fest mit dem Namen Villiger verbunden.

Hergestellt werden diese Fabrikate in vier Werken in der Schweiz, in Deutschland und in Indonesien, wo auf der Insel Java vor allem die hochwertigen Deckblätter aus Ecuador, Mexiko und Brasilien aufbereitet werden.

Villiger ist jedoch auch Importeur von handgerollten Premium-Zigarren aus der Karibik und aus Zentralamerika, aus der Dominikanischen Republik, aus Honduras und Nicaragua, wie zum Beispiel der Marken Villiger 1888, Bock, La Libertad, Villa Dominicana, Santa Damiana und anderer.

Heinrich Villiger, der in der dritten Generation des Familienunternehmens seit 60 Jahren aktiv tätig ist und heute die Gruppe als Präsident des Verwaltungsrates leitet, kennt praktisch alle

Zigarrentabake produzierenden Länder. Er gehört zu den ersten Begründern von Joint Ventures mit Kuba für den Import und Vertrieb von Havanna-Zigarren. Villiger ist deshalb seit zwei Jahrzehnten an den beiden offiziellen Havanna-Importeuren in der Schweiz und in Deutschland beteiligt.

Das Unternehmen deckt mit seinem breiten Fabrikations- und Import-Programm sämtliche Produktsegmente des Zigarren- und Zigarillo-Marktes ab. Hauptabsatzmärkte sind die Schweiz und die EU-Länder, exportiert wird jedoch in rund 80 Länder. Sitz der Villiger Söhne Holding AG ist Pfeffikon, im Kanton Luzern, wo Jean Villiger 1888 den Grundstein zum Unternehmen legte.

Seine Witwe Louise Villiger errichtete bereits im Jahr 1910 die deutsche Niederlassung in Waldshut-Tiengen am Hochrhein. Die Gruppe produzierte mit 1200 Mitarbeitenden im Jahr 2011 rund 1,3 Milliarden Stück Zigarren und Zigarillos.

**villiger**

THE WORLD OF CIGARS  
ESTABLISHED 1888 IN SWITZERLAND

**DIE WELTWOCH**

## Weltwoche-Spezialangebot

Exklusiv für Leser der Weltwoche

**Genuss-Abende mit Heinrich Villiger**

Am 21. und 24. März 2012,  
jeweils 19 bis 21.30 Uhr, in Zumikon

### Angebotsbeschreibung

- Einführung durch Heinrich Villiger
- Eine kubanische Zigarrenrollerin zeigt die Kunst des Rollens
- Rollen einer eigenen Zigarre
- Degustieren verschiedener Top-Zigarren

### Veranstaltungsort

«Camacho Club» / «Zumi's Bistro»  
Dorfplatz 12, 8126 Zumikon

### Anmeldung

E-Mail mit Name und gewünschtem  
Datum an [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)

### Anmeldeschluss:

5. März 2012, max. 25 Teilnehmer  
pro Abend. Die Teilnehmer werden  
gemäss Eingang der Anmeldungen  
bis 9. März informiert.

### Kosten

Fr. 90.– (Nicht-Abonnenten Fr. 120.–)  
inkl. Apéro



# Unruhen

Was uns Griechenland lehrt. Schweizer Selbstkritik. Blochers origineller Vorschlag zum Streit um die Kampfflugzeuge.

Von Roger Köppel

Letzte Woche beschloss das griechische Parlament, die Ausgaben zu senken, den Mindestlohn herunterzuschrauben und die Gesamtschulden abzubauen. Kurz darauf brachen gewalttätige Proteste los. Ganze Häuserzeilen wurden eingeäschert. Das bekannteste Kino Athens sah sich von einem wütenden Mob dem Erdboden gleichgemacht. Mit Hämmern und Stahlstangen gingen die Vandalen auf Stuckaturfassaden und die Treppen des Königspalastes los. Man täusche sich nicht: Was in Griechenland passiert, könnte auch in anderen europäischen Ländern geschehen, die sich unter dem Druck der Realität gezwungen sehen, ihre unbezahlbar gewordenen Wohlstandsstaaten einzudampfen.

Wo liegt das Problem? Die Griechen erleben den kalten Entzug von Wohlstand, den sie sich nicht erarbeitet, sondern lediglich geliehen hatten. Es ist der klassische Fall einer verfehlten sozialdemokratischen Politik: Anstatt der produktiven Wirtschaft durch tiefere Steuern und einen schlankeren Staat mehr Wettbewerb zu verschaffen und sie zum Erfolg zu zwingen, setzten die Griechen auf ein staatlich angetriebenes Umverteilungsmodell auf Pump. Der Staatsapparat wurde mit Krediten aufgebläht, die Beamten kassierten im grossen Stil. Durch fremdfinanzierte Sozialleistungen und Mindestlöhne wurden immer höhere Hürden um den Arbeitsmarkt errichtet. Das Grundproblem zeigt sich heute in aller Schärfe: Die Griechen haben, da die Kreditströme versiegen, keine Wirtschaft, die ihnen Wachstum beschert.

Was ist aus dem Fall zu lernen? Erstens: Die auch in der Schweiz bis in bürgerliche Kreise gepredigten soft-sozialdemokratischen Rezepte – Steuererhöhungen, Sozialausbau – erzeugen eine Infarktökonomie nach griechischem Vorbild, weniger schlimm, weniger dramatisch vielleicht, aber in den Wesenszügen ähnlich verheerend. Zweitens: Wohlstand kann nicht durch den Staat umverteilt, er muss in der privaten Wirtschaft hart erarbeitet werden. Drittens: Hat der Sozialstaat erst einmal eine gewisse Grösse erreicht, bewirkt sein Rückbau schwere soziale Unruhen. Also besser, man lässt es erst gar nicht so weit kommen. Die Schweiz muss sich im Klaren darüber sein, dass sie als von Natur aus armer Staat alles Interesse daran hat, ihren Staat so effizient und



*Druck der Realität.*

schlank wie möglich zu halten, um weiterhin attraktiv zu bleiben als Investitionsstandort und Biotop der Wertschöpfung für die ganze Welt.

Ein kleines Plädoyer für eine unserer meistkritisierten Eigenschaften: Die Schweiz ist ein selbstkritisches Land. Sie verzeiht keine Fehler, alle beäugen sich argwöhnisch, die soziale Kontrolle ist enorm. Wenn einer fällt, muss er im Ausland wieder aufstehen. Wenn er es gut macht, darf er irgendwann zurückkehren. Man mag es beklagen, aber alle Versuche, den Schweizern eine neue Mentalität der Versagenstoleranz aufzudrücken, gingen fehl. Wir sind ein Volk von Hochversicherten, von Pedanten und von Fehlervermeidern, die alles beim ersten Anlauf schon möglichst perfekt abliefern wollen. Die amerikanische Leichtigkeit des seriellen Bankrotteurs, der nach der zehnten Pleite wundersam dann doch noch zum Milliardär aufsteigt, findet hier keinen fruchtbaren Boden. Das ist auch eine Stärke, weil dahinter Ernsthaftigkeit steckt. Man tut sich in der Schweiz grundsätzlich schwer damit, andere durch Misserfolge zu enttäuschen. Wir sind Weltmeister darin, Misserfolge schönzureden, aber wenn ein solcher unabweisbar eintritt, wird er kaum verziehen. Schlimm ist das nicht. Unsere Fehlerverhinderungskultur ist angewandte Sparsamkeit. In einem von Natur aus armen Land ist man vorsichtig, wem man Kredite und Vertrauen gibt. Das Misstrauen hemmt den Durchstoss zu glamourö-

sen Höhenflügen, aber es sorgt dafür, dass das generelle Leistungsniveau erstaunlich hoch ist. Was die Schweizer, da selbstkritisch, natürlich nur im Notfall eingestehen würden.

Worum geht es im Streit um die Schweizer Kampfflugzeuge? Erstens: Die Luftwaffenoffiziere wollen mehr, als ihnen Wehrminister Maurer geben will. Es fiel der Vergleich von einem Ferrari und einem VW. Das ist nicht falsch. Man kann auch mit einem billigeren Wagen einen Berg hochfahren. VW sind hervorragende Autos, wenngleich der Wunsch nach einem Ferrari immer nachvollziehbar ist. Empfehlung: Das Parlament soll sich am finanziell Machbaren orientieren, nicht an Flieger-Fantasien.

Zweitens: Der etwas erratisch kommunizierende Departementsvorsteher Maurer, bei dem man nie recht weiss, ob er das, was er fordert, auch wirklich will, hat es noch nicht geschafft, seinem Publikum den Eindruck souveränen Überblicks zu verschaffen. Dass er sich voreilig zur Aussage verstieg, er habe einen kritischen Evaluationsbericht nicht gelesen, war Wasser auf die Mühlen seiner Gegner innerhalb und ausserhalb des Departements. Empfehlung: Man sollte die Kommunikationspanne nicht zu hoch hängen.

Drittens: Der Schweizer Luftraum ist längst zur Kampfzone deutscher und französischer Lobbyisten geworden. Sie wollen den Schweizern lieber den deutschen Eurofighter oder den französischen Rafale als den schwedischen Gripen verkaufen. Die Lobbyisten haben alles Interesse daran, das günstige Produkt der Schweden herunterzureden. Ebenfalls an einem Gripen-Grounding interessiert sind die parlamentarischen Gegner des Flugzeugkaufs. Sie wollen Maurer einen teureren Flieger andrehen, um diesen dann als «zu luxuriös» und «zu teuer» abzuschliessen. Empfehlung: Kostenwahrheit statt Politik.

Viertens: Ex-Bundesrat Blocher will die SVP auf eine neue Linie bringen. Man soll die Gripen-Diskussion benutzen, um die Preise von Eurofighter und Rafale zu drücken. Zudem soll der Kauf der deutschen oder französischen Flugzeuge laut Blocher mit den heiklen EU-Verhandlungsdossiers verknüpft werden. Konkret: Die EU verzichtet auf eine weitere Drangsalierung der Schweiz im Steuerstreit (Holdings). Die EU akzeptiert die Abgeltungssteuern und unterschreibt ein Energieabkommen ohne institutionelle Mehreinbindung der Schweiz in die EU. Deutschland gibt beim Fluglärm nach. Erst dann ist die Schweiz bereit, den Milliardenauftrag für die Kampfjets abzusegnen. Die Idee ist prüfenswert, aber sie wird den bekannten innenpolitischen Widerstand erzeugen. Empfehlung: Sollten sich die Deutschen und die Franzosen auf den Handel einlassen, muss man ihn machen. Andernfalls wird der Gripen der «besten Armee der Welt» (Maurer) mit Gewissheit gute Dienste leisten.



Profil: Facebook-Gründer Zuckerberg. Seite 34



Visionär: Ex-UBS Chef Ospel (l.). Seite 40



Frau gegen Frau: Konkurrentinnen. Seite 46



Pop-Diva: Whitney Houston (†). Seite 57

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 **Kommentar** Maurers Schleuderflug

11 **Im Auge** Margarita Louis-Dreyfus, Milliarden-Erbin

12 **Zuwanderung** Valium fürs Volk

13 **Personenkontrolle** Leupi, Pelli, Gehrig, Chrysochoidis, Kracht, Tim, Asterix, Schmid, Oesch

13 **Nachruf** Wislawa Szymborska, Dichterin

### 14 Schmidheiny und der Asbest

Stephan Schmidheiny ist in einem Asbest-Prozess schuldig gesprochen worden – die Geschichte eines Unternehmers

16 **Die Deutschen** Generation Gratis

16 **Wirtschaft** Die Rezepte der Moralisten

17 **Ausland** Putins Fassade zeigt Risse

18 **Mörgeli** Anstandsberatung von der Asphaltpresse

18 **Bodenmann** Erschütterte Schweiz

19 **Medien** Im Altersheim der FDP

19 **Kostenkontrolle** 1 011 380 Franken für Luft in Zürich

20 **Leserbriefe/Darf man das?**

## Hintergrund

### 22 Kampf um die Volksschule

Die freie Schulwahl stösst bei Politikern und Pädagogen auf Ablehnung. Dabei profitieren gerade die sozial Schwachen

24 **Bildung** Pia Amacher, Präsidentin der Elternlobby

### 28 Heroin auf Krankenkasse

Der Katalog der Grundversicherung wächst, belohnt wird Verantwortungslosigkeit. Die unsinnigsten Leistungen

30 **Finanzplatz** Berner Hofknicks in Washington

31 **USA** Die Doppelmoral der Steuerfahnder

32 **Essay** Unternehmer Thomas Matter über den Bankenstreit

33 **Euro** Soll Griechenland aus der EU gedrängt werden?

### 34 Noch zwei Plätze hinter dem Papst

Kurz vor dem Börsengang gerät die Dynamik bei Mark Zuckerbergs Internet-Imperium Facebook ins Stocken

37 **Hildebrand-Affäre** Wie sich die SNB zur Komplizin machte

### 38 Das Klimakatastrophensterben

Mit Fritz Vahrenholt äussert ein prominentes Urgestein der Umweltbewegung Zweifel an der offiziellen Klimadoktrin

### 40 Architekt einer neuen Bank

Marcel Ospel wollte die grösste Bank der Welt bauen – und wurde durch die Subprime-Krise gestoppt

### 44 Die «totale Mauschelei»

Das Seco deckt die Gärtner-Gewerkschaft, die sich einen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) erschlichen hat

### 46 Jede für sich und alle gegen alle

Das «Bienenköniginnen-Syndrom»: Warum Frauen keine anderen Frauen neben sich dulden



Bis wir Beni Stöckli und sein Team auch in Zukunft erfolgreich unterstützen können, wollen wir nicht ruhen.



## Können Sie unternehmerischen Herausforderungen ebenso *zuversichtlich* entgegenblicken wie Beni Stöckli?

Beni Stöckli ist CEO von Stöckli Outdoor Sports.

In dritter Generation stellt er mit seinem Team Qualitäts-Skier her, die in der Schweiz und zunehmend auch in ausländischen Märkten stark nachgefragt werden.

Der anhaltende Erfolg von Stöckli Outdoor Sports basiert dabei auf dem Wissen und Können der Mitarbeitenden, die das Unternehmen mit ihrer Erfahrung und innovativen Ideen konstant vorwärtsbringen und neue Märkte mit Produkten wie dem Stöckli-Elektrobike erschliessen.

Bei UBS kennen wir die finanziellen Herausforderungen, denen sich KMU auf nationalen und internationalen Märkten stellen müssen.

Darum können unsere Experten Unternehmen wie Stöckli Outdoor Sports gezielt beraten und sich bietende Chancen aufzeigen.

Und bis wir das auch für Sie tun können, ist eines sicher:

150  
Jahre

*Wir werden nicht ruhen*



[www.ubs.com/wirwerdennichtruhen](http://www.ubs.com/wirwerdennichtruhen)



«Die Unruhe hat zugenommen»: der ehemalige Lehrer und Kabarettist Jörg Randegger. Seite 48

## Interview

### 48 «Heute würde ich nicht Lehrer werden»

Als Mitglied des Cabaret Rotstift brachte Jörg Randegger die Schweizer zum Lachen. Der ehemalige Lehrer über die Schule und über Jass-Sendungen

## Stil & Kultur

### 52 Stil & Kultur Ron Galella, Paparazzo

### 54 Bestseller

### 54 Religion für Atheisten

Die Religionen wurden erfunden, um das Bedürfnis nach Werten und Ritualen zu befriedigen. Warum darauf verzichten, wenn man nicht an Gott glaubt?

### 56 Jazz Christoph Stiefel / Lisette Spinnler

### 56 Literatur Was steckt hinter den Vorwürfen an den Autor Christian Kracht?

### 57 Nachruf Whitney Houston hatte die Popmusik in die Welt der Oper entführt

### 58 Top 10

### 58 Kino «Extremely Loud & Incredibly Close»

### 59 Fernseh-Kritik «Arena»

### 61 MvH Mein Interview

### 61 Gesellschaft Lost in Perugia

### 62 Brauchtum Wo ist der Narr geblieben?

### 63 Die Besten Metallisch in den Frühling

### 64 Wein Catalunya tinto 2008

### 64 Thiel Amtliche Befriedigung

### 65 Auto Opel Ampera

### 66 Hochzeit Gisela Schön und Michael Kuhn

## Autoren in dieser Ausgabe

### Melanie Mühl



Die 35-jährige Journalistin und Buchautorin ist seit 2006 Redaktorin im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. In

ihrem Beitrag analysiert Melanie Mühl das «Bienenköniginnen-Syndrom» und warum Frauen neben sich keine anderen Frauen dulden. Seite 46

### Alain de Botton



Alain de Botton ist Essayist und erfolgreicher Buchautor. Er wurde 1969 in Zürich geboren und lebt in London.

Für die *Weltwoche* erläutert er seine provokative These, wonach auch überzeugte Atheisten Trost im Glauben und in der Religion finden können. Seite 54

## Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.  
[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

**DIE WELTWOCH**





Gut erfunden:  
Weltneuheit SteamFinish®  
für strahlenden Glanz.



#### Die Adora mit der Weltneuheit SteamFinish

Als erster Geschirrspüler pflegt die Adora Gläser, Besteck und Geschirr mit reinem Dampf. SteamFinish sorgt für eine bisher unerreichte fleckenfreie Sauberkeit und funkelnde Brillanz. Erfahren Sie mehr über unsere einzigartigen Innovationen unter [vzug.ch](http://vzug.ch)



Führend in Küche und Waschraum



# Durch die Weiten Kanadas mit Komfort

Expertenreise für Weltwoche-Leser: Mit SF-Meteorologe Felix Blumer vom 18. August bis 3. September 2012 durch den «Wilden Westen Kanadas»

Holzfaller-Romantik, wild umtoste Strände und grandiose Bergpanoramen: Kanada – ein Land, so vielfältig wie ein Kontinent, mit pulsierenden Metropolen und einsamer Wildnis, wo sich Grizzlybär und Weisskopfseeadler noch gute Nacht sagen.

Wer glaubt, Kanada sei nur ein langweiliger Abklatsch seines grossen Nachbarn, der sollte sich vom Gegenteil überzeugen lassen. Statt mit Fahrrad, Zelt und Kajak entdecken Sie Kanadas Natur im komfortablen Reisebus und schlafen in Lodges, wo Nachts ein weiches Bett auf Sie wartet. Wir nehmen Sie mit auf eine Reise von der Cowboy-Stadt Calgary durch die grossen Nationalparks Kanadas, in malerische Fischerdörfer, auf dem Icefields Parkway an riesigen Gletscherfeldern vorbei durch die legendären Rocky Mountains und zu den Wurzeln alter Indianerstämme. Auf Vancouver Island bestehen die besten Chancen, Elche, Wale und Bären zu sehen, bevor es zurück aufs Festland nach Vancouver geht. Felix Blumer, Meteorologe bei SF Meteo und Bereichsleiter bei Radio DRS, wird Sie in Nationalparks und die Rocky Mountains begleiten und dabei auch den einen oder anderen Wettermythos der Ureinwohner näher beleuchten. Er wird zeigen, dass der Himmel berechenbarer ist, als wir denken, und dass jeder mit ein wenig Hilfe eine zuverlässige Wetterprognose erstellen kann. Der «Wilde Westen Kanadas» ruft. Zwei Wochen Kanada, und Sie fühlen sich, als wären Sie mindestens ein halbes Jahr weg gewesen.

Felix Blumer arbeitet als Meteoverantwortlicher für Radio DRS und bei SF Meteo. Er begleitet die



Gruppe während sechs Tagen und hält täglich Vorträge rund um Themen wie Klima, Wetter, Meer und Eis. Er wird auch ausserhalb der Vortragsreihe für Gespräche und Fragen zur Verfügung stehen. Aus Zürich bekommt er täglich Wetterkarten zugeschickt,

mit deren Hilfe die Teilnehmer lernen, das Wetter des Folgetages vorherzusagen.

## Highlights dieser Reise

- **Legendär:** Minikreuzfahrt durch die weltberühmte Inside Passage entlang der fjordartigen Insel- und Bergwelt von Kanadas Westküste – Wale beobachten aus erster Reihe!
- **Grösser, schöner, imposanter:** Banff und Jasper – zwei der berühmtesten Nationalparks Kanadas und eindruckliche Beispiele für vorbildlichen Umweltschutz, wodurch die majestätische Natur zum einmaligen Erlebnis wird.
- **Der Weg ist das Ziel:** Auf einer der schönsten Fernstrassen der Welt – dem Icefields Parkway – am Columbia Eisfeld vorbei durch die Rocky Mountains.
- **Mythos Wetter:** Kann ein See einfach verschwinden? Neben der Entstehung von Gletschern oder den Auswirkungen der Klimaerwärmung geht Felix Blumer alten Indianerlegenden auf den Grund.
- **«Konservenküste»:** Mehr als 200 Konservenfabriken siedelten einst an Kanadas Westküste, im Cannery Village blieb ein Arbeiterdorf erhalten – der beissende Geruch aus der Boomzeit der

Lachsfänger ist längst verschwunden, die harten Lebens- und Arbeitsbedingungen sind nach wie vor wahrnehmbar.

- **Auf Tuchfühlung:** Bei einer optionalen, geführten Grizzlybär-Expedition stehen die Chancen gut, dem König der Wälder ganz nahe zu kommen.
- **Perle am Pazifik:** Verlängern Sie Ihr Kanada-Abenteuer um ein paar erholsame Tage in der Stadt mit der höchsten Lebensqualität weltweit – Vancouver!

## Weltwoche-Spezialangebot

### Weltwoche-Expertenreise Kanada

Mit SF-Meteorologe Felix Blumer  
18. August–3. September 2012

### Reisearrangement

Für Abonnenten: Fr. 8700.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 8900.–

### Detailprogramm/Anmeldeformular

Weitere Informationen zur Reise finden Sie auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)

### Veranstalter

Reiseveranstalter ist die auf Expertenreisen spezialisierte Reiseagentur cotravel in Allschwil BL ([www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)).  
Telefon: 061 308 33 00  
E-Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)



## Maurers Schleuderflug

Von Beni Gafner — Militärminister Ueli Maurer sieht sich wachsender Kritik in der Kampfjetbeschaffung ausgesetzt. Es ist ihm noch nicht gelungen, die Zweifel an seiner Amtsführung zu zerstreuen.



Offene Fragen im Raum: Armeechef André Blattmann (l.) und Verteidigungsminister Ueli Maurer.

Seit zweiinhalb Monate haben VBS- und Armeespitze gebraucht, um Ungereimtheiten in der Kampfflugzeugbeschaffung zu begegnen. Zuvor hatten die Reaktionen auf die Veröffentlichung vertraulicher Evaluationsberichte durch die *Basler Zeitung* den üblichen Verlauf genommen: zuerst totschweigen, dann lächerlich machen, indem die Bedeutung herabgespielt wird. Dabei ist nach wie vor klar: Bei den vertraulichen Berichten aus den Jahren 2008 und 2009 handelt es sich entgegen den Aussagen von Bundesrat Ueli Maurer um zwei sogenannte Filetstücke.

Armee und Bundesrat haben vor Jahren das klare Bedürfnis nach einem Ersatz der veralteten und teuren Tiger-Kampfjets definiert. Eine milliardenteure Neuanschaffung von Flugzeugen lässt sich aber nur dann rechtfertigen, wenn deren Kampftauglichkeit ausgewiesen und erprobt ist. Genau in diesem zentralen Punkt, über den die Evaluationsberichte 2008 und 2009 Auskunft geben, bleiben auch nach den Erklärungen des Wehrministers vom Dienstag wichtige Fragen offen, weil diese Berichte etwas anderes aussagen als Armeespitze und Bundesrat Ueli Maurer.

Am überzeugendsten im zentralen Punkt der Kampftauglichkeit war der Chef der Armee, André Blattmann. Er stellte sich am Dienstag wie ein wachhabender Grenadier vor

einem Munitionsmagazin auf, indem er betonte, er wähle sicher kein Flugzeug aus, von dem er nicht überzeugt sei, in einer Ernstfallsituation damit zu siegen. Der oberste General der Schweiz steht damit im Wort. Das ist nicht nichts. Weniger überzeugend trat derweil Luftwaffenchef Markus Gygax auf, der die klare Aussage Blattmanns mit Fakten hätte untermauern müssen. Die Frage, ob der Gripen E/F besser sei als die F/A-18, von der die Schweiz 33 Stück in Betrieb hält, liess er unbeantwortet. Im Raum steht deshalb der Kritikervorwurf, man wolle ein neues Flugzeug anschaffen, das schlechter sei als die 15-jährigen F/A-18.

Ebenfalls offen blieb die Frage, in welcher Phase der Evaluation und aufgrund welcher Fakten der Gripen E/F genügende Noten erreicht haben soll – im Vergleich zu den ungenügenden Resultaten im Evaluationsbericht von 2009, den die *Basler Zeitung* und nachher die Sonntagspresse publik gemacht hatten. Im Rahmen der auffallend kurz gehaltenen Fragerunde gar nicht erst erörtert werden konnte sodann, ob die Schweiz nun ein neues Kampfflugzeug erhält oder ob im Jahr 2015 Gripen-Jets der alten Versionen A/B oder C/D in den modernisierten Standard E/F umgebaut werden. Dieser Punkt ist deshalb von zen-

»» Fortsetzung auf Seite 12

## Zarin aus Zollikon



Margarita Louis-Dreyfus, Milliarden-Erbin

Am Tag, als Margarita Bogdanova nach London flog, dachte sie nicht im Traum daran, jemals im Stade Vélodrome in Marseille zu landen. Sie hatte als siebenjähriges Mädchen ihre Eltern durch ein Eisenbahnunglück verloren und während der Perestrojka an der Universität Moskau einen Schweizer Austauschstudenten kennengelernt und geheiratet. Margarita, die fünf Sprachen beherrscht, arbeitete in Zürich im Telefonmarketing und war nach einem Jahr wieder Single. Weil sie sich über die Zeitverschiebung des Anschlussfluges nach New York nicht im Klaren war, wandte sie sich an ihren Sitznachbarn, einen grossen, gutaussehenden Gentleman. Sie kamen ins Plaudern, er griff in seine Brieftasche und zeigte ihr Fotos von seinem Bobtail-Hund Boubou, und sie sagte: «Oh, wie niedlich», sie würde ihm gerne das Fell streicheln. Vier Wochen später rief er sie an: Der Hund würde sie gerne kennenlernen.

So wurde Margarita die Ehefrau von Robert Louis-Dreyfus, dem Firmensanierer, der dann auch den familieneigenen Rohstoff- und Handelskonzern übernahm und als Fussballnarr vom Wohnsitz Zollikon aus den französischen Skandalklub Olympique Marseille dirigierte. Am 4. Juli 2009 starb er an Leukämie. Margarita war mit einem Schlag die Regentin über ein weltumspannendes Imperium mit 74 Milliarden Dollar Umsatz und 40 000 Angestellten. Seit März 2011 ist sie auch aktiver CEO und wechselt mit irrlichterndem Tempo Führungskräfte aus. Als sie sich in der «Blauen Ente» im Zürcher Seefeld mit dem Glencore-Präsidenten Glasenberg traf, kamen Verkaufsgerüchte auf, weil zwei Louis-Dreyfus-Schwestern demnächst ausbezahlt werden müssen.

Sie scheint das untrügliche Gespür für die richtigen Männer zu haben, auch im Fussball. Ihre Söhne, die Zwillinge Kirill und Maurice, 14, und Eric, 19, flüstern ihr ihre Lieblingsspieler ein. Als der Manager von Olympique Marseille sie aufforderte, den Trainer Didier Deschamps zu entlassen, feuerte «die Zarin», wie sie in Marseille genannt wird, stattdessen den Manager und feierte 2010 den Meistertitel – was ihrem Mann nie gelungen war. Peter Hartmann

traler Bedeutung, weil im Rahmen ihrer Ausschreibung die Schweiz nach einem neuen Kampfflugzeug verlangte. Hier widerspricht sich übrigens auch Verteidigungsminister Ueli Maurer, der anlässlich der Präsentation des Bundesratsentscheids über den Gripen im November von einem «neuen Flugzeug» sprach, am vergangenen Dienstag aber von einer «Weiterentwicklung».

### Kriegstauglich? Oder nicht?

Solche Ungereimtheiten sind höchstens auf den ersten Blick detailverliebte Wortklaubelei. Sie versinnbildlichen vielmehr das Problem. Nach wie vor ist unklar, ob der vom Bundesrat und seiner Armeespitze favorisierte Gripen die erforderliche Kriegstauglichkeit aufweist. Wer solches beanstandet, muss den unqualifizierten Vorwurf in Kauf nehmen, in die Ecke jener Armeeabschaffer gestellt zu werden, die eine Nulllösung anstreben oder sich von unterlegenen Anbietern instrumentalisieren lassen. Beide Vorwürfe sind falsch, denn erstens ist der Fakten- und Meinungswettbewerb durch die Medien und ihre Positionierungen jederzeit gewährleistet, und zweitens muss es in einem demokratisch regierten Land wie der Schweiz auch der grossen Mehrheit an Nicht-Aviatikexperten möglich sein, sich ein Bild über die Tauglichkeit des ausgewählten Flugzeugs zu machen und Fragen zu stellen.

Bundesrat Ueli Maurer befindet sich im Politikum Kampffjetbeschaffung auf einer Gratwanderung. Seine Reaktion auf die nachgeschobene «Enthüllung» der *Sonntagszeitung*, er kenne die erwähnten und ins Netz gestellten Berichte nicht, war ein klarer Fehler. Sein Bestreben, in schwierigem politischem Umfeld zugunsten einer glaubwürdigen Armee- und Sicherheitspolitik eine kostengünstige Lösung anzustreben, verdient hingegen Anerkennung. Es wird nur dann Erfolg zeitigen, wenn die sicherheitspolitische Kommission des Nationalrats den Mut aufbringt, gegenüber den Anbietern, der Rüstungsbeschafferin Armasuisse, der Luftwaffe und dem VBS jene Detailfragen zu stellen, die es auch der Öffentlichkeit anschliessend ermöglichen, dem bundesrätlichen Beschaffungsvorschlag Vertrauen zu schenken.

Bis dies der Fall ist, sollten sich auch feurige Gripen-Befürworter mit moralisierenden Scheinargumenten zurückhalten. Man muss nicht Kampffjetpilot, Luftfahrtingenieur oder Aviatikprofessor sein, um die richtigen Fragen zu stellen und relevante Schlüsse zu ziehen. Weiterhin herrscht dichter Nebel im Schweizer Luftraum.

Beni Gafner ist Bundeshauskorrespondent der *Basler Zeitung* und Arme-Experte.

## Zuwanderung

# Valium fürs Volk

Von *Andreas Kunz* — Die Einwanderung aus der EU hat 2011 wieder zugenommen. Selbst SP-Präsident Christian Levrat überlegt sich eine Anwendung der Ventilklausel. Das ist verdächtig.

Sie kommen ungebremst. Fast 75 000 Personen sind im letzten Jahr in die Schweiz eingewandert. Gegenüber dem Vorjahr hat die Zuwanderung um 15 Prozent zugenommen, wie das Bundesamt für Migration meldete. Damit sind seit Einführung der Personenfreizügigkeit 2007 netto gleich viele Ausländer in die Schweiz geströmt wie Zürich, die grösste Stadt des Landes, Einwohner hat.

Rund siebzig Prozent der Zuwanderer stammen aus der EU. Seit letztem Mai dürfen auch Personen aus den neuen EU-8-Ländern uneingeschränkt in die Schweiz reisen. 4700 Osteuropäer haben sich seither hier niedergelassen.

Die erneute Zunahme der Einwanderung verstärkt den Ruf nach der Ventilklausel. Selbst ein Profiteur der Personenfreizügigkeit wie Arbeitgeberpräsident Thomas Daum sagte in der *NZZ am Sonntag*: «Wenn der Bundesrat zur Überzeugung gelangt, man müsse die Ventilklausel bei der EU-8 anrufen, dann unterstützen wir das.» Und sogar SP-Präsident Christian Levrat kann sich eine Beschränkung der Einwanderung vorstellen.

Rufen die heissblütigsten Fans des Freizügigkeitsabkommens nach der Ventilklausel, ist das verdächtig. Tatsächlich wissen sie: Eine Anwendung der Klausel verändert wenig bis nichts. Seit der ersten Abstimmung über die bilateralen Verträge im Jahr 2000 dient die

«Schutzklausel» als Valium für das Volk. Das ständig wiederkehrende Argument lautet: Falls es wegen der Personenfreizügigkeit zu einer Masseneinwanderung kommt, machen wir von der Ventilklausel Gebrauch.

### Täuschungsmanöver

Längst ist die Masseneinwanderung Realität – aber was würde die Ventilklausel bewirken? Erstens darf sie nur angewendet werden, wenn die Zahl der Einwanderer eines Jahres zehn Prozent höher liegt als der Durchschnitt der drei vorangegangenen Jahre. Und dann dürfte die Schweiz die Zahl der Zuwanderer nicht etwa drastisch senken – im Gegenteil: Sie hätte bloss das Recht, die Einwanderung für die nächsten beiden Jahre auf eine Höhe zu beschränken, die dem Durchschnitt der vorangegangenen drei Jahre plus fünf Prozent entspricht.

Konkret: Läge der Drei-Jahres-Durchschnitt der Einwanderer aus der EU bei 75 000, brauchte es im nächsten Jahr mindestens 82 500 Zuwanderer, damit die Ventilklausel beansprucht werden dürfte. Und dann würde die Zuwanderung nicht etwa gestoppt, sondern sie könnte für die kommenden beiden Jahre lediglich auf jährlich 78 750 Personen begrenzt werden. Eine wirksame Option gegen die Masseneinwanderung ist das nicht. Statt zurückzugehen, würde die Zuwanderung auf hohem Niveau weitergehen.

Der Bundesrat weiss das. Nachdem er jahrelang die Masseneinwanderung aus der EU beschönigt und das Volk mit der Ventilklausel beruhigt hatte, verzichtete er 2009 darauf, sie anzuwenden. Mit der ebenso lapidaren wie entlarvenden Begründung: Die erzielte «Bremswirkung» dieser Schutzklausel sei nur «gering».

Wenn Befürworter der Personenfreizügigkeit wie Arbeitgeberpräsident Daum oder SP-Chef Levrat jetzt erneut die Ventilklausel ins Spiel bringen, ist dies ein reines Täuschungsmanöver. Sie wollen verhindern, dass das Volk das Projekt Personenfreizügigkeit definitiv beerdigt. Entweder bei der SVP-Abstimmung gegen die «Masseneinwanderung» oder beim drohenden Referendum gegen die baldige Ausweitung des Abkommens auf Kroatien.

Spätestens 2014 wird der Ventilklausel-Spuk ein Ende haben. Dann läuft die Anwendungsfrist aus, und die Schweiz hat gemäss Freizügigkeitsabkommen mit der EU überhaupt keine Möglichkeit mehr, die Zuwanderung ins Land zu beschränken.



Ruf nach dem Ventil: SP-Chef Christian Levrat.



## Personenkontrolle

### Leupi, Pelli, Gehrig, Chrysochoidis, Kracht, Tim, Asterix, Schmid, Oesch

Neuigkeiten aus der Rubrik «Von Linksextremen begangen – von den Medien verschwiegen»: Aus Protest gegen die Räumung eines besetzten Hauses griffen linke Gewalttäter letzte Woche das Heim des Zürcher Polizeivorstehers **Daniel Leupi** (Grüne) an. «Wir hinterliessen Sprays und brennende Container», heisst es im Bekennerschreiben. (aku)

**Fulvio Pelli**, scheidender FDP-Präsident, hat seiner Partei an der Delegiertenversammlung vom letzten Wochenende ein Abschiedsgeschenk präsentiert. Laut neuer Strategie will man in Zukunft «Im Zweifel für die Freiheit» votieren. Das klingt so frisch wie die alte Ver-



*Abschied im Zweifel:* Noch-FDP-Präsident Pelli.

kehrswisheit: «Überholen, im Zweifel nie». Die Zaghaftigkeit der Partei ist der Grund, wieso die FDP von den anderen Parteien abgehängt wird. Oftmals zweifelt die FDP eher an ihren liberalen Grundwerten als am Ausbau des Staates. (fsc)

Zweifelhafte Ehre für den BDP-Politiker **Jürg Gehrig**, über dessen Zahlungsmoral und Strafverfahren die *Weltwoche* im September berichtete. Die Churer Fasnachtszeitung *Schparz* widmet Gehrig ein eigens kreierte Brettspiel namens «Jürgopoly». Startkapital: «2 Freunde und 35 Gläubiger». Auf Feld 2 winkt der Orden «Grösster Plapperi», auf Feld 16 das Präsidium der «Grosskatzvereinigung Heidiland», auf Feld 22 das Präsidium des «Vereins der verhin-derten Nationalratskandidaten». Ziel des Spiels ist die psychiatrische Klinik. (cal)

Die deutsche Zeitschrift *Der Spiegel* sagt dem Schweizer Autor **Christian Kracht** rassistisches Gedankengut nach (siehe Seite 56). Gleichzeitig spricht ein niederländisches Gericht die Comic-Helden **Tim und Struppi** von demselben Vorwurf frei. (Ein Kongolese hatte im Jahr 2007 Klage gegen den Comic «Tim



*Antihelvetisch:* Asterix, Obelix.

und Struppi im Kongo» eingereicht.) Als nächste Untersuchungsobjekte empfehlen sich «Fipps der Affe» von **Wilhelm Busch** und, um im Land zu bleiben, «Asterix bei den Schweizern», wo die Helvetier als fonduesüchtige Hinterwäldler beleidigt werden («Die spinnen, die Schweizer!»). (fsc)

Der griechische Volkswirtschaftsminister **Michalis Chrysochoidis** diktierte der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in schonungsloser Offenheit die Gründe für die Krise: Die Subventionen der EU trügen eine erhebliche Mitschuld. «Während wir mit der einen Hand das Geld der EU nahmen, haben wir es nicht mit der anderen Hand in neue und wettbewerbsfähige Technologien investiert. Alles ging in den Konsum.» Dazu kam, «dass wir uns zu geringen Zinsen Geld leihen konnten und das auch im Übermass getan haben». Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung. (fsc)

Wie an dieser Stelle letzte Woche vermeldet wurde, ist Skos-Präsident **Walter Schmid** bis Mitte August abgemeldet. Die Frage nach seinem Ferienprogramm beantwortete nun Schmid Vorgesetzter **Felix Oesch**, Präsident der Stiftung Hochschule für Soziale Arbeit Luzern. Während eines «dreimonatigen Sabbaticals» mache sich Schmid «vor Ort ein Bild der heutigen sozialen Arbeit». Weiter werde er sich fachlich weiterbilden und ein Entwicklungsland besuchen. «Zusätzlich hat der Stiftungsrat Dr. Schmid einen unbezahlten Urlaub gewährt, was es ihm ermöglicht, seine Auszeit bis in den Sommer zu verlängern.» (cal)



*Verlängerte Auszeit:* Skos-Präsident Schmid.

## Nachruf



*Sinn für Ironie:* Dichterin Szymborska.

**Wislawa Szymborska** — Verschwiegen, verrätselt, verweigernd: Diese alles andere als zeitgemässen Eigenschaften zeichneten die polnische Dichterin Wislawa Szymborska aus. Die Grande Dame der polnischen Lyrik entzog sich ein Leben lang allen Zuordnungen und dachte nicht daran, Auskünfte über ihre Poesie oder gar ihr Leben zu geben. So bedeutend die Dichterin, die mit den Gedichtbänden «Rufe an Yeti» (1957) und «Salz» (1962) den internationalen Durchbruch schaffte und als wichtigste polnische Lyrikerin der «Generation 56» galt, so diskret verhielt sie sich in der Öffentlichkeit. «Öffentlich von sich selbst zu sprechen, lässt das Innere verarmen», kommentierte sie sarkastisch neugierige Blicke. Sie blieb auch dabei, als sie 1996 überraschend den Literaturnobelpreis erhielt. Sie hasste es, ihre eigene Poesie zu interpretieren. Dafür funkelten ihre Gedichte umso strahlender durch den intellektuellen Scharfsinn, den Sinn für Ironie, einen entlarvenden Humor, eine gnadenlose Beobachtungsgabe und eine präzise Sprache.

Das eigenwillige Gemisch dieses Charakters schrieb man ihrer Herkunft zu. Als Tochter eines Gutsverwalters in der Nähe von Posen geboren, wuchs sie in Krakau auf, wo sie zeitlebens blieb, und besuchte während der Besatzungszeit das Ursulinen-Gymnasium. In den tadellosen Manieren und der aristokratischen Aura sah man den Einfluss des Vaters, der sie im Stile Corneilles erzog und wie einen Knaben behandelte. Ihre Gedichte wurden in 36 Sprachen übersetzt, die meisten liegen auch auf Deutsch vor. Jetzt ist die Dichterin 88-jährig in Krakau gestorben. Pia Reinacher

# Schmidheiny und der Asbest

Von René Lüchinger — Stephan Schmidheiny ist in Italien in einem Asbest-Prozess in erster Instanz schuldig gesprochen worden. Das Thema verfolgt den ehemaligen Industriellen seit seiner Jugend. Hinter dem Baustoff steht die Geschichte einer Emanzipation des Sohns vom Vater.



16 Jahre Haft für Schmidheiny: Angehörige von Opfern kurz vor dem Gerichtsentscheid.

Es sind Kindheitserinnerungen, die sich tief in das Gedächtnis eingraben. Unauslöschlich das Bild der leicht geöffneten Kinderzimmertüre im heimischen Heerbrugg, durch den Spalt dringen Klänge von Chopin, und am Klavier sitzt Mutter Adda. Sie, die Musische, ist der emotionale Fixstern der Familie Schmidheiny. Eine Fotografie aus dem Jahre 1990 zeigt einen lächelnden Stephan Schmidheiny, die rechte Hand zärtlich ruhend auf der Schulter seiner Mutter, und Adda trägt das schwarze, gelockte Haar gebändigt, über dem linken Ohr steckt eine kleine Rose, das Gesicht ungeschminkt wie ihr direkter Blick in die Linse. Der Schnappschuss strahlt Intimität aus, eine Wesensverwandtschaft auch zwischen Mutter und Sohn.

Da sind auch andere Kindheitserinnerungen. Wie Vater Max jeden Tag um zwanzig nach zwölf sich am heimischen Mittagstisch niederlässt und die Mittagsnachrichten von

Radio Beromünster einschaltet. Mit ihm bricht die Aussenwelt in die Familienidylle ein, und die vier Kinder werden Zeugen von wirtschaftspolitischen Diskursen, deren Inhalte sich aus den zahlreichen Aktivitäten speisen, denen Max Schmidheiny nachgeht.

## Die Zweifel des Zweitgeborenen

Der Vater ist Zement- und Eternit-Unternehmer mit weitreichenden internationalen Beteiligungen. Er ist Verwaltungsrat von Grossunternehmen wie Brown Boveri oder SBB. So sehr ist er verstrickt in die heimische Wirtschaft, dass das deutsche Wirtschaftsmagazin *Capital* ihn einst als «Mächtigsten in der Eidgenossen-Wirtschaft» betitelt hat. Immer ist am Mittagstisch aber auch das National- und Lokalpolitische ein Thema: Max Schmidheiny politisiert beim Freisinn, sitzt für die Partei sogar während einer Legislatur im Nationalrat, amtet



Stephan Schmidheiny mit Mutter Adda, 1990.



Verhängnisvolle Wunderfaser: Eternit, 1955.

aber auch als Vizepräsident im Schulrat von Heerbrugg, als Gemeinderat von Balgach, als Grossrat von St. Gallen.

Mächtig sind also die Kräfte, die im Hause Schmidheiny wirken. Wie grosse Magnetfelder ziehen sie am Zweitgeborenen, Stephan. Mutter Adda, so temperamentvoll und gefühlsbetont, dass sie bei entsprechender emotionaler Disposition schon einmal einen Damenschuh als Wurfgeschoss missbrauchen kann. Eine Frau mit dem Herz auf dem rechten Fleck, der die Rationalität der Geschäftswelt so fern ist wie der Mond und die nur durch Schicksal und Heirat versehentlich Industriellengattin geworden ist. Vater Max, das Familienoberhaupt, ein Mann der Tat, geerdet mit jener Bodenständigkeit, welche bei dem eigenwilligen Menschenschlag aus dem St. Galler Rheintal bisweilen in Sturheit umschlagen kann. Er ist ein Schmidheiny. Nie gilt es, das zu vergessen.



Für ihn nicht. Für seine Nachkommen nicht. Es soll nicht umsonst gewesen sein, dass der Urgrossvater Jacob Schmidheiny in diesem unwirtschaftlichen Tal eine kleine Ziegelei aufgebaut hat. Es soll nicht umsonst gewesen sein, dass sein Vater Ernst Schmidheiny in Zement und Eternit investiert hatte, um den Materialhunger einer gefrässigen Bauindustrie zu stillen. Es soll nicht umsonst sein, dass er selber fremde Märkte in Nord- und Südamerika erobert hat.

Stephan Schmidheiny zieht aus dem, was ihm vorgelebt wird, ganz andere Schlüsse. Will ich so leben wie er? Diese Frage stellt er sich oft in jungen Jahren, und wenn er ehrlich ist zu sich selbst, will er das nicht. Viel eher sieht er die Mutter in sich. Das Musische, das Freigeistige, was Adda umtreibt, «etwas Zigeunerhaftes», wie er das selber einmal genannt hat. Ein Leben im Unkonventionellen und frei von Zwängen, das auch sie gerne gelebt hätte. Und es doch nicht konnte. Der Sohn unternimmt zumindest den Versuch einer Flucht. Er weiss, dass für seinen Vater nur Ingenieure etwas taugen. Die sind brauchbar in den Entwicklungsabteilungen und im Management seiner Fabriken. Juristen dagegen sind nutzlos. Sie produzieren nichts Brauchbares. Nur Ärger und Kosten.

Nun zieht es aber seinen Zweitgeborenen ausgerechnet in die Gilde der Paragrafenreiter, und der Sohn zeigt sich unbeugsam im Willen, seinen Studienwunsch gegen alle Widerstände durchzudrücken. Er weiss: Diese Zielstrebigkeit, die sich auch Unbeugsamkeit nennen liesse, imponiert dem Vater. Und als der Sohn dann noch spitzmündig bemerken kann, dass er, Max Schmidheiny, doch eben gleich vier Juristen in den Verwaltungsrat der Brown, Boveri & Cie. (BBC) geholt habe, ist dieses Thema gestorben zu Hause. 1972 können stolze Eltern ihrem gerade einmal 25-jährigen Sohn zum erfolgreichen Abschluss als Doktor der Rechte gratulieren.

### «Ich mag nicht mehr»

Als Fluchtweg vor dem familiären Schicksal taugt diese Studienwahl dennoch nicht. Stephan Schmidheiny befindet sich kurze Zeit später gerade als Trainee in einem Eternit-Werk in Südafrika, als er einen Brief aus der Heimat aus dem Briefkasten fischt. Der Absender lautet auf Max Schmidheiny, Heerbrugg. Dieses Schreiben markiert für Stephan Schmidheiny den Anfang vom Ende der Wahlfreiheit für seinen persönlichen Lebensweg. Er müsse unbedingt für «einige Monate» nach Hause kommen, schreibt der Vater zum Sohn, es gebe Entscheide, die gefällt werden müssten. Und der Zweitgeborene müsse nun auch bereit sein, näher an das Unternehmen der Familie zu rücken.

Daheim findet Stephan Schmidheiny einen Vater vor, der sich einsam fühlt. Wohl auch überfordert von der Fülle unternehmerischer Anforderungen aus seinen weitverzweigten Zement- und Eternit-Beteiligungen und mit

genügend Selbstreflexion ausgestattet, dies glasklar zu erkennen. Vielleicht ist es auch die stille Einsicht, dass sich eine Zeit dem Ende zuneigt. Max Schmidheiny ist mit dem Baustoff Asbest grossgeworden. Es ist die Wunderfaser für den Wiederaufbau nach zwei Weltkriegen. Sie ist billig, formbar, hitzebeständig und gewissermassen die Basis des Eternit-Imperiums der Schmidheiny's überall auf der Welt. Und jetzt, Anfang der siebziger Jahre, wird die Gesundheitsgefährdung durch Asbest öffentlich diskutiert, in Schweden kommt es im Jahre 1972 gar zu einem ersten Totalverbot.

Eine vage Kindheitserinnerung verbindet Stephan Schmidheiny mit dem Thema Asbest und auch mit dem prominentesten Kritiker dieses Baustoffs: Ein agiler, kleingewachsener Mann ist dies, ein amerikanischer Mediziner namens Irving Selikoff, der als «Guru der Anti-Asbest-Bewegung» gilt. Diesen Namen hört Stephan Schmidheiny erstmals als Teenager, irgendwann Mitte der siebziger Jahre. Es geschieht an einem Sonntagabend. Vater Max

---

### Keine sechs Monate später ruft er die Ingenieure zusammen und verkündet eine Revolution.

---

Schmidheiny sitzt mit einem Buch in der Hand auf seinem Lieblingsstuhl, als er plötzlich einen Kraftausdruck in den Raum schleudert. Ungewöhnlich für diesen Mann, der gepflegte Umgangsformen zu schätzen weiss. Was den Vater derart in Rage bringt, sind die Zeilen, die er sich gerade zu Gemüte führt. Ein Irving Selikoff behauptet in seiner Schrift, dass Asbestfasern und -staub in hohem Masse krebserregend seien. Was heute Common Sense darstellt, ist damals für einen Eternit-Industriellen eine ungeheuerliche Vorstellung.

Es braucht wohl einen neuen Umgang mit Asbest. Und eine neue Generation, um diesen zu finden. «Ich mag nicht mehr», sagt der mittlerweile im Pensionsalter stehende Max Schmidheiny zu seinem Sohn, «mach du weiter.» Weitermachen, so viel ist für Stephan Schmidheiny klar, lässt keine Fluchtgedanken mehr zu. Aber weitermachen: wohin? Diese Frage treibt ihn um, als er 1976 in der Eternit-Gruppe die Nachfolge des Vaters übernimmt. Er durchlebt Wechselbäder der Gefühle, weiss, dass für den kontrollierten Umgang mit Asbest tiefgreifende Schutzmassnahmen notwendig sind. Der Firmenchef weiss aber auch, dass er bei einem Totalausstieg vor dem Nichts stünde, die Eternit-Gruppe in sich zusammenfallen würde. Wie weit soll, ja muss er gehen? Er ist hin und her gerissen. Er will und muss sich Klarheit verschaffen. Er sucht Professor Jacques R. Rüttner auf, Chef der Pathologie an der Universität Zürich und eine Kapazität auf diesem Gebiet. Das Mesotheliom, der durch Asbest hervorgerufene Lungenkrebs, trete nur

dann auf, wenn ein Mensch über viele Jahre und in hohen Dosen dem Asbeststaub ausgesetzt gewesen sei, sagt der Fachmann; der Schutz der Arbeiter, soweit heute absehbar, sei das Gebot der Stunde.

### Der Kompass weist den Weg

Am 31. Mai 1976 erscheint in der amerikanischen Tageszeitung *Duluth Herald* folgende Schlagzeile: «Asbestos fiber ban not needed» – Bann von Asbest nicht nötig. Daneben prangt das Konterfei von Irving Selikoff. Der Kritiker kommt zum gleichen Schluss wie der Fachmann, aber bei Stephan Schmidheiny bleibt der Zweifel, und dieser frisst sich zu einem radikalen Entscheid durch. Keine sechs Monate später, am 17. Dezember 1976, ruft er die besten Experten aus den Entwicklungslabors der Eternit in Niederurnen zu sich und verkündet die Revolution im eigenen Haus: Er gibt seinen Ingenieuren eine Carte blanche für ein Entwicklungsprogramm, welches er «Neue Technologien» nennt – den Totalausstieg aus dem Asbest. Ein Ziel, welches er weder mit seinem Verwaltungsrat noch mit seinem Vater abgesprochen hat. Stephan Schmidheiny folgt jetzt nur noch seinem eigenen Kompass.

Zehn Jahre nach dem Start des Programms kann Stephan Schmidheiny eine erste Bilanz ziehen. Es ist eine nüchterne: In der Schweiz, wo Eternit über eine dominante Marktposition verfügt, sind mit asbestfreien Produkten einige Markterfolge erzielt worden. Ebenso in einigen abgeschotteten Märkten in Lateinamerika. In Deutschland schrammt die Berliner Eternit aufgrund hoher Kosten durch das Substitutionsprogramm und schrumpfender Umsätze nur knapp am Bankrott vorbei. In Italien existieren neben der Eternit S.p.A. in Genua noch rund dreissig weitere Produzenten, die sich kaum um gesundheitsgefährdende Emissionen, geschweige denn um Substitutionsprogramme kümmern. Die Folge ist ein ruinöser Preiskampf, bei dem Stephan Schmidheiny mit seinen asbestfreien Produkten keine Chance hat. Das Unternehmen geht 1986 in Konkurs.

Der eigene Kompass: Dieser ist für Stephan Schmidheiny bei aller Vorbestimmtheit durch seine Geburt Richtschnur seines Handelns. Vorgelebt durch seine Mutter, selbst in den letzten Stunden ihres Lebens. Eines Tages im September 1997 beschliesst Adda Schmidheiny, keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen. Sondern ein letztes Mal jenes Ritual zu zelebrieren, welches Mutter und Sohn sich sonntagmorgens so oft gegönnt haben: einen Campari zu kredenzen. Diesmal nimmt sie einen einzigen Schluck. Stellt das Glas dann auf den Nachttisch. Kurze Zeit später endet dieses Leben «wie ein langsam erlöschendes Flämmchen», erzählt Stephan Schmidheiny später einmal.

René Lüchinger ist Co-Autor von «Stephan Schmidheiny. Sein langer Weg zu sich selbst», Stämpfli Verlag, 2010

## Generation Gratis

Von Henryk M. Broder — Gegen das sogenannte Acta-Abkommen demonstrierten Zehntausende.



**K**lau mich!» hiess kein Buch, das im Revolutionsjahr 1968 in der Frankfurter Edition Voltaire erschien, geschrieben bzw. kompiliert von Rainer Langhans und Fritz Teufel, den

bekanntesten Anarchisten der Bonner Republik. Der Titel war ernst gemeint, alles sollte «vergesellschaftet» werden, auch jede Form des geistigen Eigentums.

Letztes Wochenende, 44 Jahre später, demonstrierten in über fünfzig deutschen Städten einige zehntausend Menschen gegen das sogenannte Acta-Abkommen, mit dem das Marken- und Urheberrecht im Internet geschützt werden soll. Die EU und über dreissig Staaten sind dem Abkommen bereits beigetreten, Polen, Tschechien, die Slowakei und die Bundesrepublik überlegen es sich noch. Allein in München gingen 20 000 Menschen auf die Strasse, um gegen die geplante «Zensur im Internet» zu protestieren. «Während der Veranstaltung herrschte Festivalstimmung, unter den überwiegend sehr jungen Teilnehmern fanden sich Biertrinkende Punks ebenso wie Metal-Fans, die friedlich nebeneinander standen», schrieb ein Szene-Magazin über die Party.

Man könnte auch sagen: Die Generation Umsonst gab sich die Ehre. Aufgewachsen mit der Vorstellung von «Staatsknete», die nicht erarbeitet werden muss, und mit der Überzeugung, dass etwas, das man downloaden kann, auch einem gehört, findet sie allein schon die Idee des geistigen Eigentums ungehörig. Sich nicht nach Belieben bedienen zu dürfen, kommt einem Eingriff in das Grundrecht auf freie Entfaltung gleich. Ein Demonstrant, von Beruf Mediengestalter: «Wenn Acta kommt, ist mein Internet-Lifestyle nicht mehr möglich. Das will ich verhindern.» Dementsprechend treten die Sprecher der Generation Umsonst auch für das bedingungslose Grundeinkommen für alle ein, für freie Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel und mietfreies Wohnen.

Es sind mitnichten Ideen aus der virtuellen Welt der Nerds. Wie weit man mit einem geklauten Fahrschein kommen kann, hat Karl Theodor zu Guttenberg bewiesen. Und der noch amtierende Präsident der Bundesrepublik liess sich ebenfalls gerne alimentieren. Man muss kein Punk sein, um bei der Generation Umsonst mitmachen zu können.

## Die Rezepte der Moralisten

Von Kurt Schiltknecht — Nicht der Kapitalismus ist in der Krise. Es fehlen die Anreize für Innovation, für hartes Arbeiten und den intelligenten Einsatz der Produktionsfaktoren.

**V**or kurzem wurde der Gründer des Weltwirtschaftsforums (WEF) mit der Aussage zitiert, dass der Kapitalismus in der bisherigen Form nicht länger zu unserer Welt passe. Deshalb seien neue Modelle zur Lösung der momentanen Probleme gefragt. Die Zahl derer, die vor dem Hintergrund der Euro- und der Schuldenkrise ebenfalls am kapitalistischen System zu zweifeln beginnen, ist gross geworden. Die Kapitalismuskritiker scheinen in den letzten dreissig Jahren allerdings den Kopf in den Sand gesteckt zu haben. Sonst hätten sie anhand der Wohlstandsmehrung in China, Indien oder Vietnam feststellen können, dass nach wie vor ein enormes Potenzial zur Schaffung von Wohlstand in einem kapitalistischen System steckt.

Die derzeitige Krise in den westlichen Industrieländern hat nur wenig mit dem Kapitalismus als Wirtschaftssystem zu tun. Sie ist vielmehr die Folge davon, dass die heute unter Arbeitslosigkeit und Schuldenlast ächzenden Länder ihre Wirtschaftspolitik statt auf Wachstum vermehrt auf Gerechtigkeit und Gleichheit ausrichteten. Dabei wurde ein Teil der wachstumsfördernden Elemente des Kapitalismus zerstört. Kapitalismus funktioniert gut, solange der Einzelne seine Aktivitäten relativ frei wählen, sich an den Produktionsmitteln beteiligen und für seine Leistungen eine Belohnung einstreichen kann. Fehlen die Anreize für Innovation, für hartes Arbeiten und ein intelligentes Einsetzen der Produktionsfaktoren, stagniert die Wirtschaft.



### Wenn Staaten sich zu sehr einmischen

Mit steigendem Wohlstand sind diese zentralen Elemente des Kapitalismus immer mehr in Vergessenheit geraten. Dafür rückten moralische Aspekte in den Fokus der Politik. Immer mehr wird von den Staaten eine Verbesserung der Einkommens- und Vermögensverteilung, ein weiterer Ausbau der Sozialpolitik oder mehr Gerechtigkeit gefordert. Die Staatsausgaben und Schulden der Länder, die diese Zielsetzungen auf ihre Fahne geschrieben haben, sind in der Folge überdurchschnittlich gestiegen. Trotzdem lässt sich weder eine Verbesserung der Einkommens- oder Vermögensverteilung noch mehr Gerechtigkeit ausmachen. Dafür ging das Wachstum zurück, die Arbeitslosigkeit nahm zu, und die Schuldenlast wurde erdrückend. Was ist schiefgelaufen?

Jedes neue Gesetz oder jede staatliche Umverteilung verändert die Anreize in der Gesellschaft. Beim Erlass von solchen Massnahmen werden die negativen Folgen für die Anreizstrukturen vor allem der produzierenden Akteure zu wenig berücksichtigt. Das kann, wie der Arbeitsmarkt zeigt, negative Auswirkungen auf die Beschäftigung haben. Haben sich früher vor allem Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Gewerkschaften um die Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt gekümmert, mischen sich seit einigen Jahren immer mehr die Staaten mit gesetzlichen Vorschriften in den Arbeitsmarkt ein.

Kündigungsschutz, hohe Arbeitslosenentschädigung, Mindestlohn, maximale Arbeitszeit, minimaler Ferienanspruch, allgemeinverbindliche Erklärung von Gesamtarbeitsverträgen sind dafür repräsentativ: Wer auf negative Auswirkungen solcher Vorschriften hinweist und sich für Lösungen auf privatwirtschaftlicher Basis starkmacht, wird als unsozialer Kapitalist bezeichnet. Die Kosten und die Minderung der Leistungsanreize, die mit solchen Arbeitsmarktregulierungen einhergehen, werden bagatellisiert. So wird etwa nicht zur Kenntnis genommen, dass Unternehmen, die wegen eines übertriebenen Kündigungsschutzes nicht mehr be-

nötigte Arbeitskräfte nicht innert nützlicher Frist entlassen können, bei unsicheren Wirtschaftsaussichten keine zusätzlichen Arbeitskräfte einstellen. Ebenso wenig wollen viele nicht wahrhaben, dass Mindestlöhne in erster Linie die schwächsten der Gesellschaft treffen.

Problematisch sind auch die zunehmenden Eingriffe des Staates in die Ausbildung. Die in vielen Ländern zu beobachtende Tendenz, die Ausbildung ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der Wirtschaft zu gestalten, hat die Jugendarbeitslosigkeit verschärft. Es gibt kein überzeugendes Argument, weshalb Bürokraten besser als Manager in der Lage sein sollten, die Ausbildungskriterien festzulegen. Letztlich kann die Arbeitslosigkeit am besten bekämpft werden, indem die Anreize für unternehmerisches und wirtschaftliches Handeln hochgehalten werden. Eine zu starke Ausrichtung der Politik auf Gerechtigkeit oder Gleichheit der Wirtschaft hat zu keiner Zeit Impulse für mehr Wachstum, Beschäftigung oder für eine grössere Gerechtigkeit gegeben.



# Putins Fassade zeigt Risse

Von Hansrudolf Kamer — Die Proteste in Russland werden kaum verhindern, dass Putin zum Präsidenten gewählt wird. Doch seine Ablenkungsmanöver wirken nicht souverän.



Russland hat ereignisreiche Wochen hinter sich. Der Kreml hat Parlamentswahlen gefälscht und anschliessend die politische Opposition unterdrückt, um die Inthronisierung Wladimir Putins

vorzubereiten. Dem syrischen Diktator Assad wurden Waffen versprochen und wurde politische Rückenstärkung in der Uno gewährt. Der Nato wurden Raketenangriffe angedroht. Anti-amerikanismus prägt Putins Wahlkampf.

Auch Anfang des Monats gingen wieder Tausende in Moskau auf die Strasse, um gegen das Regime zu protestieren. «Putin weg!» und «Russland ohne Putin!» lauteten die Forderungen auf den Transparenten. Realer Widerstand regt sich. Doch die Protestierenden aus Russlands neuer Mittelklasse haben keinen Weg gefunden, um das Regime wirklich unter Druck zu setzen.

Russlands Autokrat wird die Herausforderung meistern und Präsident werden – wenn nicht im ersten, so sicher im zweiten Wahlgang. Er reagiert flexibel, manchmal lässt er den Protest gewähren, dann organisiert er seinen eigenen, dann wieder setzt er die Maske des Reformers auf. Er baut darauf, dass der Protestbewegung der Schnauf ausgeht. Auf längere Sicht wird das nicht genügen.

Unterdessen beschuldigt Putin das Ausland, es schüre den Aufruhr in Russland. Er zog eine Parallele zu den Ereignissen in Syrien. Vor einer Versammlung religiöser Führer verurteilte er den Kult der Gewalt – und zwar jeder Gewalt, was immer die Quelle und wer auch der Verursacher sei. Doch Einmischung von aussen sei immer falsch. Jedes Land müsse unabhängig sein Schicksal bestimmen können, meinte Putin.

Die Doktrin der Nichteinmischung war Stapelware der Sowjetpropaganda. Als sich die Sowjets in Afghanistan einmischten, hiess es unverfroren: «Hände weg von Afghanistan.» Das Verbot der Einmischung gilt für andere. Die Fanfare ertönt dann, wenn der Westen Anzeichen macht, dass er das Terrain für eine Intervention präpariert. Deshalb das Veto im Uno-Sicherheitsrat gegen die Syrien-Resolution.

Dabei zeigt der Westen keine Interventionslust. Während Präsident Obama das Blutver-

giessen in Syrien als schändlich bezeichnete und vom Regime verlangte, es müsse seinen Platz räumen, war die sogenannte internationale Gemeinschaft wieder einmal mehr international als gemeinschaftlich. Uno-Generalsekretär Ban Ki Moon erklärte, das Veto Russlands und Chinas sei ein Desaster für die syrische Bevölkerung. Es habe das Regime ermutigt, den Krieg gegen das eigene Volk zu intensivieren. «Licence to Kill» – den James-Bond-Filmtitel soll ein Berater des türkischen Regierungschefs Erdogan verwendet haben.

## Deutschland könnte mehr tun

Die Uno und die Arabische Liga schlugen in ihrer Ohnmacht eine gemeinsame Beobachtermission und die Gründung einer Ad-hoc-Gruppe, «Freunde des syrischen Volkes», vor, um den Druck auf Assad zu erhöhen. Auch aus London, Paris und Berlin waren kraftvolle Worte zu hören. Die deutsche Bundeskanzlerin Merkel äusserte sich in der *Passauer Neuen Presse* und sagte, die Bilder aus Syrien wühlten sie auf.

Doch in guter europäischer Tradition finden die grossen Worte keine Entsprechung in der Wirklichkeit. Der britische Aussenminister William Hague stellte sofort klar, es werde nicht einmal Waffenlieferungen an die syrische Opposition geben.

Gerade die deutsche Regierung könnte mehr tun. Der Adressat sitzt in Moskau. Öffentliche Kritik der «aufgewühlten» Bundeskanzlerin am schmachhaften Verhalten Putins wäre ein Schuss vor den Bug des Kreml, gäbe der russischen Wählerschaft Stoff zum Nachdenken und dem Protest neue Nahrung.

Das deutsche Russland-Verständnis hat Putin immer die Möglichkeit gegeben, den Westen auseinanderzudividieren und Amerika als unzuverlässig zu brandmarken. Seine Einflüsterungen, Washington dränge seine Freunde in Konfrontationen, die sie nicht brauchen könnten, stiessen in Deutschland meistens auf offene Ohren.

Im amerikanischen Wahlkampf spielt Russland kaum eine Rolle. Von Obamas «reset», dem Neustart, ist nicht viel übriggeblieben. Republikaner prangern zwar Obamas Russland-Politik an, doch dieser zuckt mit den Schultern. Fast wirkt er froh, dass er Obstruktion in Sachen Syrien und Iran den Russen zuschieben kann. «Leading from behind» funktioniert hier nicht.

Russland hat für seine langfristige Strategie, den Einfluss des Westens auf der Welt zu begrenzen, gute Gründe. Ob Syrien und der Mittlere Osten dafür aber die richtigen «Spielfelder» sind, ist eine andere Frage. Der arabischer Frühling, was immer seine Motive und Perspektiven sind, ist keine westliche Verschwörung gegen die Interessen Russlands.

Putins sowjetisch anmutende Ablenkungsmanöver sind ein unübersehbares Zeichen der Verunsicherung. Russlands starker Mann mag die Wahlen Anfang März gewinnen, doch sein umsichtig aufgebautes Machtmonopol zeigt Risse. Schwer vorstellbar, dass es noch zweimal sechs Jahre überdauern kann.



Ohne Unterstützung von aussen: Putin-Gegner.



## Anstandsberatung von der Asphaltpresse

Von Christoph Mörgeli

Privatbankier Konrad Hummler brach in seiner Rede am letzten Ustertag ein Tabu. Indem er öffentlich aussprach, es sei an der Zeit, Christoph Blocher als «Anführer des Widerstands gegen den EU-Beitritt endlich einmal recht zu geben». Was nicht gut ankam bei einem gewissen EU-Fanatiker im fernen Berlin. Frank A. Meyer beschimpfte Hummler im *Sonntagsblick* als «bramarbasierenden Berserker». Was nicht weiter schlimm ist. Weil kein *Sonntagsblick*-Leser versteht, was ein bramarbasierender Berserker ist.

Neuerdings vernehmen wir von Frank A. Meyer, Franz Steinegger sei als Hummlers Nachfolger im NZZ-Präsidium das pure Gegenteil, nämlich der Inbegriff von «Mass, Vernunft, Anstand». Der asketisch-puritanische Schnelldenker Konrad Hummler wäre demnach masslos, unvernünftig, unanständig. Ganz anders Steinegger, dessen Übername «Katastrophen-Franz» ihn bekanntlich berechtigt, immer neue Katastrophen anzurichten. Etwa den Niedergang der FDP, die unter Steineggers Präsidium den EU-Beitritt beschloss und von 23 auf 17 Prozent Wähleranteil absackte.

Nach der Bejubelung Steineggers und der Verdammung Hummlers schwärmt Frank A. Meyer von der NZZ als «Tageszeitung von europäischem Rang», als «Weltblatt» mit «journalistischem Kapital». Frank A. Meyer – eine journalistische Tragödie. Er wollte immer eine intellektuelle Zeitung machen und blieb doch bis heute im Boulevardsumpf stecken. Und wurde darob zum bramarbasierenden Berserker. Der tagtäglich am vornehmen NZZ-Gebäude an der Falkenstrasse zum Ringier-Bürokasten an der Dufourstrasse vorbeimarschieren musste. Und eigentlich lieber Pförtner bei der ehrenwerten NZZ als Chefpublizist beim anrühigen *Blick* geworden wäre.

Mit sehnsüchtigem Blick Richtung Weltblatt NZZ litt Frank A. Meyer ein Leben lang an seinen kleinkarierten Ringier-Bünzliblättchen. An der Asphaltpresse, die ständig eine neue Sau durchs Dorf hetzt – und sich bei den Opfern regelmässig für Falschberichterstattungen entschuldigen muss. Der bedauernswerte Meyer arbeitet beim lärmigen Boulevard, der sich am Schmutz mästet und sich mit Sexanzeigen finanziert. Und jetzt gibt der Ringier-Mann der NZZ Anweisung, wie sie ihr intellektuelles Niveau heben soll. Wie wenn ein Biberbruggler Bordellbetreiber den Einsiedler Abt belehren würde, wie man ein anständiges Leben führt.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Erschütterte Schweiz

Von Peter Bodenmann — Die Erde bebte unter dem Albis, im VBS und bei der NZZ.



Billige Bomber: VBS-Chef Maurer auf dem Waffenplatz in Wangen an der Aare.

**E**rdbeben 1: In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag bebte die Erde nicht in Basel und nicht im Wallis, sondern unter dem Albis. Stärke des Bebens auf der nach oben offenen Richter-Skala: 4,2. Die Steuerzahler haften für ihre Kantonalbanken. Die Genossenschafter für ihre Raiffeisenkassen. Wenn ein starkes Erdbeben die Bauten der Hypothekarschuldner in Schutt und Asche legt, müssten diese Banken ihre Forderungen zu einem schönen Teil abschreiben. Warum in aller Welt schreibt die Finma den Banken nicht endlich vor, Hypotheken nur mehr kombiniert mit Erdbebenversicherungen anzubieten? Kostet wenig, bringt viel.

Erdbeben 2: Es gibt weltweit kein korrupteres Geschäft als den Kauf und den Verkauf von Kampfflugzeugen. Für die Schweiz sausen jetzt die Preise für Kampfflugzeuge in den Keller. Plötzlich kostet der gleiche Bomber dreissig oder mehr Prozent weniger. Nicht genug: Die Armee hat die Kampfflugzeuge getestet. Und die Testresultate geheim gehalten. Jetzt sickern die Berichte scheinbar durch. Der unverdächtige SVP-Nationalrat Yvan Perrin musste sich nach eigenen Angaben bei der Lektüre des Berichtes am Stuhl festhalten. Der Grund: Der Gripen soll schlechter sein als der alte F/A-18. Für die SVP war das VBS unter Samuel Schmid ein «Sauladen». Unter Ueli Maurer haben sich die Dinge nicht verbessert.

Erdbeben 3: Konrad Hummler ist nicht mehr Präsident des Verwaltungsrates der NZZ. Provisorisch. Einspringen darf Franz Steinegger. Für ein Jahr. Provisorisch. Genauso entschlossen gehen Schweizer Wirtschaft und Politik die Liquidation des Steuerhinterzieher-Gheimnisses an. Mit immer neuen Schlaumeiereien wird das Unvermeidbare hinausgezögert. Eines ist immerhin so sicher wie das Amen in der Kirche: Die SVP wird das Abkommen mit den USA mittels Stimmenthaltung retten. Genau gleich wie die SVP zuvor bereits 4500 amerikanische Steuerhinterzieher mittels Stimmenthaltung ausgeliefert hat.

Die politische Rechte hat die Mehrheit bei der Finma, im Bundesrat, in Politik und Wirtschaft. Die bürgerliche Mehrheit kann die Weichen richtig stellen: Wer als Bank eine Hypothek vergibt, muss als Sicherheit eine Erdbebenversicherung fordern. Die Franzosen können zum halben Preis ihr Kampfflugzeug Rafale liefern, wenn sie im Gegenzug die im Verhältnis zu Frankreich minimalen Schweizer Atomabfälle mit entsorgen. Der Bundesrat ruft eine unabhängige Stiftung gegen die weltweite Steuerhinterziehung ins Leben. Schwerpunkt: Kampf gegen Steueroasen in der Schweiz, in Luxemburg und in den USA.

Liefern statt lafern.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Im Altersheim der FDP

Von Kurt W. Zimmermann — Die NZZ hat es zum zweiten Mal versucht. Und wieder ist es schiefgegangen.

Im Jahre 1999 trat Eric Honegger als Zürcher FDP-Regierungsrat zurück. Er wurde neuer VR-Präsident der *Neuen Zürcher Zeitung*. Es war ein Glücksfall für die NZZ.

Unter Honegger wurde aus dem verschlafenen Verlagshaus in kurzer Zeit ein hellwaches Unternehmen. Honegger gab grünes Licht für die *NZZ am Sonntag*, die erste Neulancierung in der Geschichte des Hauses. Zugleich bereitete er das Terrain für den Kauf der *Neuen Luzerner Zeitung*, die erste Akquisition seit über einem Jahrzehnt.

Honegger erlebte die erste Nummer der eigenen Sonntagszeitung und die erste Nummer des eigenen Innerschweizer Blatts nicht mehr. Kurz zuvor musste er bei der NZZ zurücktreten. Sein paralleler Job als Präsident der taumelnden *Swissair* hatte ihn untragbar gemacht.

Damit kommen wir natürlich zu Konrad Hummler. Zuerst aber müssen wir kurz erzählen, wie es damals nach Honegger weiterging. Unter dem Schock seiner Demission wählte die NZZ nun den exakten Gegenentwurf Honeggers an ihre Spitze. Neuer Präsident wurde 2001 der Wirtschaftsprofessor Conrad Meyer, ein ängstlicher Zögerer.

Unter Meyer fiel die NZZ in die alte Verschlaftheit zurück. Sie produzierte hohe Defizite, weil sie das Kostenmanagement völlig vernachlässigte. Sie war die Verliererin bei allen grossen Mediendeals dieser Phase. Bei den Transaktionen von Espace Media, Jean Frey, Basler Zeitung Medien, Edipresse und den Zürcher Landzeitungen scheiterte sie regelmässig an ihrer Risikoscheu. Den Aufbruch in die digitale Zukunft verpasste die NZZ ebenfalls in krasser Weise.

Dann, 2011, kam Konrad Hummler als neuer Präsident. Wie bei Honegger verwandelte sich nun das Verwaltungszentrum Verwaltungsrat zügig in Richtung eines Ideenzentrums Verwaltungsrat. Die Versäumnisse der Vergangenheit wurden schnell und mutig korrigiert, von einer bezahlten Digitalausgabe bis zu einem gemeinsamen NZZ-Newsroom von Print- und Online-Journalisten.

Auf dem Markt erlebte Hummler die Effekte seiner neuen Strategie nicht mehr. Kurz zuvor musste er bei der NZZ zurücktreten. Sein paralleler Job als geschäftsführender Teilhaber der taumelnden Bank Wegelin hatte ihn untragbar gemacht.

Nachfolger wurde letzte Woche erneut ein exakter Gegenentwurf des Vorgängers. Auf den pulsierenden Hummler folgte der bedächtige Franz Steinegger, ehemaliger Nationalrat der FDP.



**Gegenentwurf:** Hummler-Ersatz Steinegger.

Damit ist die NZZ heute genau dort angekommen, wo sie eigentlich nicht mehr ankommen wollte. Sie ist wieder angekommen im Altersheim der FDP.

VR-Präsidenten der NZZ waren in der Vergangenheit oft bestandene FDP-Politiker. Mitte der achtziger Jahre etwa übernahm Nationalrat Hans Rüegg, ihm folgte Nationalrat Ulrich Bremi. Die zwei Altherren sahen sich weniger als unternehmerische Impulsgeber denn vielmehr als Bewahrer des freisinnigen Gedankenguts. Die einzige bemerkenswerte Aktivität in ihrer Amtsdauer war der Einstieg der NZZ beim *St. Galler Tagblatt*.

Franz Steinegger sitzt im VR seit Bremis Zeiten. Mit ihm kehrt man zurück in die Zeiten der Beschaulichkeit. Der neue NZZ-Präsident wird nichts bewegen. Das darf man ihm nicht einmal vorwerfen, er kann nicht anders, weil er im nächsten Frühjahr aus Altersgründen wieder zurücktreten muss. Als Übergangsfigur wird er sich hüten, seinem Nachfolger unausgebrütete Eier in den Korb zu legen.

Im nächsten Frühjahr wird es einen neuen NZZ-Präsidenten geben. Ich vermute mal, es wird der ehemalige *Swisscom*-Chef Jens Alder sein. Alder kennt sich aus im künftigen Medien-geschäft. Er weiss, im Gegensatz zu vielen in der NZZ, dass ein Android kein Ausserirdischer ist.

Bis dahin dreht die NZZ noch eine letzte Ehrenrunde.

# 1 011 380 Franken für Luft in Zürich

Von Florian Schwab

Der *Economist* hat herausgefunden, dass «ZuRiCh» weltweit die Stadt mit den höchsten Lebenshaltungskosten ist. In dem am 13. Februar publizierten Index, in welchen die Lebenshaltungskosten diverser Städte mit New York City (Index von 100) verglichen werden, überragt die Limmatstadt mit einem Wert von 170 alle anderen Metropolen wie Tokio, Paris und London.



In einem solchen Hochpreis-Umfeld will auch die öffentliche Verwaltung nicht zu kurz kommen und erfindet Gebühren und Abgaben am Laufmeter. Seit dem Jahr 2009 gilt folgende Vorschrift: «Wer den öffentlichen Grund oder die öffentliche Luftsäule mit Reklameanlagen oder sonstiger Werbung benützt, benötigt vorgängig eine Bewilligung.» Unter «Benutzung der öffentlichen Luftsäule» versteht man das Anbringen von Reklamen, wie beispielsweise einem Firmenschild, an einem Haus, das an den öffentlichen Grund grenzt. Dabei ist es irrelevant, ob es sich um einen schlichten Kleber handelt, den man auf der Aussenseite des Fensters anbringt oder um ein Metallschild, das man an der Fassade befestigt.

Die entsprechende Bewilligung lässt sich das Hochbaudepartement der Stadt Zürich bezahlen. Aus dieser Quelle «erwirtschaftete» die Stadt im Jahr 2011 nach Angaben des Departements 1 011 380 Franken (davon entfallen 209 162 Franken auf Megaposterwerbung und 52 316 Franken auf Baureklamen). Zu reden gab in der Presse (*NZZ am Sonntag* und *Tages-Anzeiger* online vom 31. 10. 2011) das Beispiel des Haus zum Rüden, welches für ein Firmenschild jährlich 214 Franken berappen muss. Ein zusätzliches Ärgernis für Hauseigentümer ist, dass das Departement eine «genaue Projektbeschreibung» verlangt.

Um das Preisniveau in der Stadt Zürich noch etwas weiter anzuheben, könnten sich die städtischen Gebührensammler überlegen, neu auch für die temporäre Nutzung der öffentlichen Luftsäule durch menschliche Individuen Geld zu verlangen, also für das Atmen auf öffentlichem Grund. Im Gegensatz zu einem Blechschild verbrauchen Menschen nämlich sogar noch Sauerstoff. In der Technokraten-sprache hiesse das dann vermutlich «gesteigerte Nutzung der öffentlichen Luftsäule mit CO<sub>2</sub>-Ausstoss».

## Leserbriefe

### «Es fehlt die Begrenzung der Macht der Beamten und der Staatsangestellten.» *Laurenz Hüsler*



*Streit zwischen den Ländern:* US-Finanzminister Geithner.

#### Schutz des Bürgers

Nr. 6 – «Kann die Schweiz gewinnen?»; Pierre Heumann und Kurt Pelda über die Angriffe auf den Finanzplatz

Den Massnahmen von Amerika, Deutschland und der linken Kreise ist eines gemeinsam, das meines Erachtens grösser ist als der Streit zwischen Ländern: Es geht darum, dass heute überall Mandarine ungezügelt die Bürger ausnehmen wollen. Die Macht der Mandarine wurde früher physisch begrenzt, weil es gar nicht möglich war, an Papier heranzukommen und es auszuwerten. Das führte zwar zu einem gewissen Missbrauch, aber auch zu einem Schutz des Bürgers, und das beschränkte die Macht der Beamten und der auf Steuergelder ausgerichteten Organisationen und liess dem Bürger noch Spielräume. Dem nominell starken Gesetz standen natürliche Beschränkungen entgegen. Nun fallen die natürlichen Begrenzungen weg, und ehrgeizige, von unreflektiertem Gerechtigkeitssinn getriebene Rächer haben freie Bahn. In unserer Zeit der leicht erreichbaren Information fehlt die Begrenzung der Macht der Beamten und der Staatsangestellten. Die Helden der Steuergerechtigkeit werden in Wahrheit zu Marodeuren der Bürgerrechte, und der Bürger wird zur Beute der Leute, die ihn schützen sollten.

*Laurenz Hüsler, Egg*

#### Warum wird die Regierung nicht aktiv?

Nr. 6 – «Wink mit dem Zellenschlüssel»; Steven E. Kraft über die amerikanische Steuerbehörde

Zusätzlich müsste man auch noch erwähnen, dass Schweizer in den USA steuerpflichtig sind, auch wenn sie in der Schweiz wohnen und die USA nie gesehen haben. Wenn ich eine US-Obligation in meinem Portfolio habe über 60 000 Dollar oder auch US-Aktien in Schweizer Franken oder Dollar, sind meine Erben (Schweizer) steuerpflichtig in den USA. Da kann man nur sagen: eine Frechheit. Warum wird unsere Regierung hier nicht aktiv und verlangt das Gleiche für US-Bürger, welche zum Beispiel Roche-Aktien besitzen?

*Richard Müller, Rorbas*

#### Selten so gelacht

Nr. 6 – «Darf man das?»; beantwortet von Dominique Feusi

«Wir leben in einem Land mit freier Papiersack-Wahl ...» Selten so gelacht!

*Roland Bentolila, Thürnen*

#### In alter Frische

«MvH» von Mark van Huisseling

Seine Kolumne gehört zu meiner Pflichtlektüre jeder *Weltwoche*-Ausgabe. Mit subjektiver Besorgnis hatte ich im Herbst 2011 festgestellt, dass seine Beiträge eher fad daher kamen und

sich auf die Aufzählung diverser «Glanz und Gloria»-Appointments beschränkten, ohne gelegentliche sanfte Seitenhiebe auf die glanzvolle, glorreiche Umgebung. Nun darf ich feststellen, dass er das Jahr 2012 in alter Frische (keine Midlife-Crisis!) und mit spitzer Feder (aber ohne jemals zu beleidigen) begonnen hat. Weiter so! Das freut den harten Kern der MvH-Leser!

*Karl Schaer, Küsnacht*

#### Klein, aber fein

Nr 6 – «Erbs Fall»; «Editorial» von Roger Köppel

Roger Köppel liegt richtig mit seinem Editorial zum Fall Erb. Denn er erkennt richtig, dass schweizerischer Grössenwahn zum Crash führt. Der Beispiele sind, neben dem Fall Erb, viele. Fall Swissair: Die «Hunter»-Strategie der Swissair, das heisst die Illusion, durch Aufkauf möglichst vieler (maroder) Fluggesellschaften zur europäischen Fluggesellschaft Nummer eins zu werden, scheiterte kläglich. Fall UBS: Die UBS wollte zur weltweit grössten Bank werden. Deren verfehlte Investmentbank-Strategie in den USA hat der Schweiz Vermögen gekostet, mit unabsehbaren Folgekosten für uns alle. Grossmachtpolitik hat sich für die Eidgenossenschaft nie ausbezahlt – Marignano, als letzte schmerzliche militärische Arroganz schweizerischer Grossmachtpolitik, lässt grüssen. Bleiben wir doch «klein, aber fein». Das zahlt sich aus: Unsere Uhrenindustrie beweist es.

*Roland Burkhard, Bern*

#### Genügend Alternativen

Nr. 6 – «Chaostage in der SVP»; Philipp Gut über die Volkspartei

Müssen wir jetzt auch noch in der *Weltwoche* nichtssagende Artikel über eine zerstrittene SVP lesen? Reicht die Verbreitung solcher Nachrichten durch die staatlich sanktionierte Medienbranche nicht aus? Den Herren Jenny und Kuprecht, die sich der linken Mitte anbieten wollen, stehen doch schon genügend Alternativen wie FDP, CVP, BDP et cetera zur Verfügung. Da braucht man doch die SVP nicht auch noch nach Mittlinks und ans EU-Beitrittsziel zu steuern. Schliesslich vertritt sie heute als einzige Partei den Erhalt einer neutralen, unabhängigen und demokratischen Schweiz, wo der Souverän mitbestimmen kann und soll. Wenn man die Ziele der SVP konsequent (die Gegner werden sagen stur) beibehält, werden sich spätere Generationen vielleicht wenigstens noch daran erinnern, dass da irgendwo jemand gegen die Zerstörung dieser Werte gekämpft hat.

*Effi Huber-Buser, Klosters*



## Keine Wissenschaft mehr

Nr. 6 – «Eiszeit»; «Kommentar»  
von Hanspeter Born zur  
Klimaerwärmung

Ein hervorragender Kommentar zum Widerspruch zwischen Klimamodellrechnungen und der Realität. Die Klima«forschung» hat das Terrain der Wissenschaft längst verlassen. Es gilt dort längst nicht mehr, dass eine Theorie, die durch die Wirklichkeit widerlegt ist, als falsch zu betrachten ist. Um ihre Unwiderlegbarkeit zu sichern, geht die sich selbst als «postnormale Wissenschaft» bezeichnende «politische Klimawissenschaft» dabei (von erfundenen Hockeystick-Temperaturkurven – bis zu unfassbar falschen Vorhersagen zum Abschmelzen der Himalajagletscher – einmal ganz abgesehen) so vor: Prof. Latif führt regenreiche, milde Winter auf den Einfluss von Island-Tiefs zurück. Wird der Winter dann aber trotzdem streng, meldet sich sofort eine andere Gruppe mit der Erklärung, dass arktische Kälte wegen der Island-Tiefs nach Europa vordringe. Zwar kann beides nicht gleichzeitig stimmen, aber recht hat man in jedem Fall. Die deutsche Universität Osnabrück lädt Prof. Vahrenholt zu einem lange vereinbarten Vortrag über den Einfluss der Sonne auf das Klima wieder aus, weil nicht sein kann, was nicht sein darf, wie schon Christian Morgenstern wusste... Ich mache mir übrigens Gedanken darüber, ob das Gleiche nicht auch an der ETH Zürich vorkommen könnte – noch vor Jahren ein unglaublicher Gedanke.

*Detlef Symietz, Wangen*

Danke für Ihren Artikel «Eiszeit». Die Klimadiskussion findet wirklich im Ausland statt. Letzten Monat war ich an einem Arztkongress in Österreich. Beim Festvortrag hat ein Gletscherexperte, Prof. G. Patzelt, einen exzellenten Vortrag gehalten. Er hat uns erklärt, dass die Gletscher in den letzten 2000 Jahren immer wieder grösser und kleiner wurden. Er hat uns Fotos von Baumresten mit Wurzeln gezeigt, die zum Vorschein kamen, weil sich die Gletscherzungen zurückgezogen hatten. Das bedeutet, wo heute Gletscher sind, sind früher Bäume gewachsen. Mit der Jahresring-Methode konnte er die Bäume datieren. Einige waren 1000 Jahre alt, einige älter als von 3000 v. Chr. Somit konnte er zeigen, dass es während zirka 60 Prozent der Zeit der letzten 10 000 Jahre wärmer war als zu unserer Zeit. Die Baumgrenze war die meiste Zeit auch höher als jetzt. Die Römer konnten Weinberge an Orten anbauen, wo heute keine Weintrauben wachsen würden, weil es heute kälter ist als damals. Ich bin zum Schluss gekommen, dass es ein natürlicher Prozess ist, dass sich die Gletscher heute zurückziehen. In den letzten 10 000 Jahren waren sie während zirka

6000 Jahren kleiner als heute. Es kann gut sein, dass unser Klima wieder etwas wärmer wird, da es in den letzten 10 000 Jahren 6000 Jahre lang wärmer war als heute. Damals waren das CO<sub>2</sub> und der Mensch sicher nicht schuld. Wahrscheinlich heute auch nicht. Vielleicht sollten unsere Forscher die Sonnenaktivität besser studieren.

*Oliver Gemperle, Zeiningen*

## Eine nähere Untersuchung wert

Nr. 6 – «Auf Augenhöhe mit Kennedy»;  
René Lüchinger über  
150 Jahre UBS

Bei allem Ideenreichtum, mit welchem die Nachkriegs-SBG sich die Interhandel samt der 520 Millionen Franken aus dem Vergleich mit den USA zuführte, bleibt die Frage offen, warum die wirtschaftlich berechtigten IG-Farben-Nachfolger die Interhandel der SBG überlassen haben. Noch nach 1945 hatten sich diese tatkräftig um eine Verschleierung ihrer Eigentümerschaft bemüht, also wohl eine Treuhand-Konstruktion gewählt. Als der Rauch über einer Beschlagnahme als Feindvermögen verzogen war, sollte man meinen, dass die wahren Eigentümer die Rückübertragung verlangt haben. Unter welchen Umständen nun dieses Treuhandvermögen innert weniger Jahre Eigentum der SBG und diese Interhandel-Grossaktionärin wurde, wäre eine nähere Untersuchung wert, nach Möglichkeit unter Einschluss einer Stellungnahme der damaligen Treugeber. *Ralph Kaufmann, St. Gallen*

## Linksblätter

Nr. 6 – «Das neue Licht von Bern»;  
Medienkolumne von Kurt W. Zimmermann

Sie schreiben, der SP seien die Zeitungen abhandengekommen. Das stimmt so nicht. Mit den Medien ist es wie mit den Parteien, es gibt noch zwei Parteien, die SVP und die Andere. Medien auch, die *Weltwoche* und die *Linksblätter*. *Kurt Hollenstein, Oberbüren*

## Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche*  
antwortet



Darf man, trotz überzeugtem und glücklichem Hausfrauen- und Mutterdasein eine Anhängerin von Alice Schwarzer sein?

*Melanie Käsermann, Kleinbödingen*

Natürlich dürfen Sie, Sie dürfen auch eine Anhängerin von Ozzy Osbourne sein und müssen deswegen keiner lebendigen Fledermaus den Kopf abbeissen. Na gut, das war jetzt vielleicht ein schlechter Vergleich, die Schnittmenge von Ozzy-Osbourne- und Alice-Schwarzer-Fans ist wohl nicht allzu gross, aber wir haben das Prinzip: Sie können jemand gut finden und trotzdem ganz anders leben. Alles andere wäre auch ein wenig anstrengend. Sie haben sich also gegen eine Karriere und für ein überzeugtes Hausfrauen- und Mutterdasein entschieden, ein Entscheid, der Sie ganz schön glücklich zu machen scheint. Und dank Frauen wie Alice Schwarzer haben wir heute die Wahl, die Wahl, uns zu entscheiden. Oder die Qual. Aber das ist wiederum ein sehr weitläufiges Thema, lassen wir die Büchse der Pandora zu, denn zum Schluss noch dies: Was für eine tolle Frage! Frau Käsermann, ich finde Sie ganz schön gut. Aber in Kleinbödingen leben möchte ich trotzdem nicht.

*Dominique Feusi*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Frischluff für die Schulzimmer

Die freie Schulwahl stösst bei Politikern und Pädagogen auf Ablehnung. Der gesellschaftliche Zusammenhalt stehe auf dem Spiel, warnen sie. Dabei profitieren gerade die sozial Schwachen. Der Wettbewerb fördert die Qualität. Was die Bürokratie verliert, gewinnen die Eltern. *Von Philipp Gut*



«Niemand will sein Kind in eine Schule schicken, die nicht funktioniert und in der es nichts lernt»: Erstklässler in Zürich.

Die Nation zeigt sich selten so einig. Die freie Schulwahl, so scheint es, hat in der Schweiz keine Chance. In drei Kantonen kam das Anliegen in den letzten Jahren vors Volk – und dreimal wurde es abgeschmettert. Im Kanton Basel-Landschaft sagten 79,2 Prozent der Stimmbürger nein zu einer entsprechenden Vorlage des Vereins Elternlobby, in St. Gallen betrug der Nein-Stimmen-Anteil 82,5 und im Thurgau gar 83 Prozent. Rund vier Fünftel der Stimmbürger wollen also nicht, dass die Eltern die Schule ihrer Kinder frei wählen können und dass das Geld, das ein Volksschulplatz durchschnittlich kostet, an die Bildungsinstitution ihrer Wahl fliesst.

Und der negative Trend setzt sich fort. Vergangene Woche verwarf der Zürcher Kantonsrat die Initiative «Ja! Freie Schulwahl für alle ab der 4. Klasse» mit 147 zu 10 Stimmen (bei 3 Enthaltungen). Zuvor hatte sich schon das So-

lothurner Parlament gegen die Schulwahl ausgesprochen. Laut Protokoll der Sitzung vom 2. November war die «grosse Mehrheit» der Parlamentarier gegen die Initiative. Nur «einige Stimmen» verirrt sich ins Pro-Lager.

## Lehrer fürchten Konkurrenz

Unter Politikern, das zeigen die jüngsten Resultate aus den Kantonen, fällt die Ablehnung noch einhelliger aus als beim Rest der Bevölkerung. Weder linke noch rechte Parteien unterstützen das Begehren. Selbst die FDP, laut Eigenwerbung das «liberale Original», lehnt die Liberalisierung der Volksschule ab. Die Befürworter bleiben Aussenseiter, in allen Parteien.

Dasselbe gilt für Lehrer und Bildungsexperten. Lehrpersonen hegten eine «deutlich stärkere Abneigung gegenüber der Privatschulwahl», schreibt der Bildungsökonom Stefan Wolter in einer Untersuchung aus dem Jahr

2011 («Wer hat Angst vor Schulwahl?»). Wer im Bildungsbereich arbeite, beurteile «Wettbewerb steigernde Reformen» grundsätzlich skeptisch. Das zeigten auch frühere Studien.

Vor diesem Hintergrund ist Wolters Untersuchung schon fast ein subversiver Akt. Die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) untersagt es dem Leiter der Schweizerischen Koordinationsstelle für Bildungsforschung (SKBF), sich öffentlich zum Thema zu äussern. Offensichtlich hat die Idee, die Staatsschulen systematisch privater Konkurrenz auszusetzen, in Bildungs- und Politikerkreisen den Charakter eines Tabus. Er kenne «keinen einzigen» Kollegen, der für die freie Schulwahl eintrete, sagt ein Schweizer Pädagogikprofessor, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will.

Die Meinungen scheinen also gemacht, die Abwehrfront ist flächendeckend aufgezogen.



Aber ist die Lage wirklich so klar? Bleibt das staatliche Schulmonopol, das im 19. Jahrhundert entstanden ist, auch heute noch und bis in alle Ewigkeit ohne Alternative? Oder gibt es nicht doch vernünftige und prüfungswerte Argumente, die für mehr Freiheit und Vielfalt im Schulwesen sprechen?

### Die letzte heilige Kuh

Wo alle in eine Richtung rennen, ist Vorsicht geboten. Die Volksschule ist, nachdem die Armee in den letzten zwanzig Jahren ihren Glanz verloren hat, so etwas wie die letzte heilige Kuh des Landes. Sie gilt als Ort, wo die künftigen Generationen jenseits aller sozialen, kulturellen und ethnischen Grenzen zusammenfinden und gemeinsam das intellektuelle und wirtschaftliche Kapital von morgen bilden. Die Volksschule, schreibt der Zürcher Regierungsrat im Zusammenhang mit der Schulwahl-Initiative in seinem Antrag ans Parlament, führe «die jungen Menschen während elf Jahren über die Grenzen der Herkunft, der sozialen Schichten, der Sprachen und der Kultur zusammen». Sie sei ein «zentraler gesellschaftlicher Integrationsfaktor» und forme «die Grundlage für den gesellschaftlichen Zusammenhalt».

Die Botschaft ist klar: Nur die staatlichen Schulen garantieren den sozialen Kitt im Land. Wird die ordnende Hand des Staates zurückgebunden, droht die Gesellschaft auseinanderzudriften. Die freie Schulwahl, so warnt die Zürcher Regierung, führe «zu einer schulischen und letztlich gesellschaftlichen Entmischung (Segregation)». Es würden – hoppla – «Parallelgesellschaften» entstehen. Die Schweiz, ein Volk von Stämmen.

«Die freie Schulwahl führt nicht zu einer Verbesserung der Schulqualität», behauptet die Zürcher Regierung weiter. Bevorteilt würden insbesondere Reiche und Gebildete. Eltern mit «höherem Bildungsabschluss» besässen «mehr Informationen» und hätten «damit im Gegensatz zu bildungsfernen Eltern Wahlvorteile». Die Transportkosten, die entstehen, wenn Kinder eine Schule besuchen, die nicht gerade um die Ecke liegt, führten zu «sozialen Ungerechtigkeiten».

Ins Feld geführt werden schliesslich die Finanzen. Die freie Schulwahl bewirke «erhebliche Mehrkosten für Kantone und Gemeinden». Zudem sei sie organisatorisch kaum zu bewerkstelligen. Sie verunmögliche eine «verlässliche Schulplanung weitgehend». Den Behörden erwachse ein «erheblicher» zusätzlicher Überprüfungs- und Kontrollaufwand.

Für den Staat steht also fest: Ohne ihn geht in der Schulbildung nichts. Zum Wohl von Volk und Land muss er sein Vorrecht auf dem Bildungsmarkt verteidigen. Wenn er das Schulwesen dem Wettbewerb überlässt und private Konkurrenz im grossen Stil zulässt, drohen Bildungsverlust, soziale Ungerechtigkeit und eine furchteinflössende Spaltung der Gesellschaft.



Überraschende Resultate: Ökonom Wolter.

Zweifel an diesem apokalyptischen Gemälde sind angebracht. Es könnte ja auch sein, dass der Staat deshalb so vehement an seinem Bildungsmonopol festhält, weil er den Verlust von Macht und Einfluss befürchtet. Scheut er sich, wie die staatlich besoldeten Lehrer, vor der Herausforderung durch missliebige private Konkurrenz? Es lohnt sich jedenfalls, die Argumente für eine freie Schulwahl näher anzuschauen. Dabei kommt man in der Schweiz um einen Namen nicht herum: Pia Amacher aus Reinach BL. Die ehemalige Handarbeits- und Werklehrerin und Mutter dreier erwachsener Kinder hat die Sache

### Dass die Staatsschulen sozial durchmischte seien, ist eine Mär.

der freien Schulwahl zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Manche sehen in ihr eine Art Staatsfeindin. Für Politiker und den Lehrerverband LCH ist sie ein rotes Tuch. Man sagt ihr nach, sie verfolge eine «Mission». Was offenbar als besonders gefährlich gilt.

Aus den Beschreibungen ihrer Gegner zu schliessen, müsste man sich fast ein wenig fürchten vor der Frau. Fehlanzeige. Die Tür in einer schlichten Backsteinsiedlung aus den 1960er Jahren öffnet eine zierliche, sympathische Person mit wachen braunen Augen. Die Hausherrin präsentiert sich charmant, witzig, gut gelaunt. Zu Gebäck, Coca-Cola zero und später einem Glas Feldschlösschen-Bier legt sie voller Energie ihre Argumente dar. Dass der politische Kampf bisher enttäuschend verlief, scheint keinerlei Spuren bei ihr hinterlassen zu haben.

Ihr Engagement führt Pia Amacher regelmässig in Länder, in denen die Schulwahl mehr

oder weniger verwirklicht ist. Auf einer Europakarte erläutert sie, dass die Schweiz beinahe das letzte Land des Kontinents ist, in dem der Staat den Eltern eine Schule vorschreibt. In den Niederlanden, Skandinavien, Irland und vielen anderen Ländern ist die Wahlfreiheit und damit die Vielfalt des Angebots grösser. Und die Bildungsbürokratie kleiner.

### Platz auf einem A4-Blatt

Amacher schwärmt von einem Besuch beim finnischen Bildungsminister. Er zeigte ihr ein schlankes A4-Blatt – darauf fanden sämtliche Kernziele Platz, die am Ende der obligatorischen Schulzeit zu erreichen sind. Die Schulen bekommen das Blatt ausgehändigt. Wie und mit welchen Unterrichtsmethoden sie zum Ziel gelangen, bleibt ihnen überlassen.

Dass Freiheit und Verantwortung die Schulen anspornen: Das ist ein Kerngedanke der freien Wahl. Pia Amacher erzählt vom Beispiel eines finnischen Dorfs, das sie besucht hat. Es gab dort zwei Schulen. Die eine erhielt, weil sie sich einen guten Ruf erarbeitet hatte, immer mehr Anmeldungen, die andere immer weniger. Wie reagierte die schlechtere Schule? Das Lehrerkollegium besuchte kollektiv die erfolgreichere Alternative und erkundigte sich danach, was sie anders und möglicherweise besser machte. Die Folge: Auch die bisher eher mittelmässige Schule verbesserte sich. Der Wettbewerb steigerte die Qualität.

Die Idee der freien Schulwahl hat etwas bestechend Einfaches. Das Argument, sie sei zu kompliziert und führe in der Praxis zu einem Chaos, kontert Pia Amacher gelassen. Je weniger Vorgaben der Staat mache, desto besser. Als Regulator zwischen den Schulen wirke der Wettbewerb: «Gute Schulen laufen, schlechte gehen ein.» Der Grund sei simpel: «Niemand will sein Kind in eine Schule schicken, die nicht funktioniert und in der es nichts lernt.»

Amacher ist überzeugt, dass eine freie Schulwahl die Angebotsvielfalt erhöht – was letztlich den unterschiedlichen Bedürfnissen der Kinder entgegenkomme. Die Liberalisierung des Volksschulwesens führe dazu, dass sich jede Schule anstrengen und profilieren müsse. Mit positiver Auswirkung auf die Leistung.

Die Autonomie habe den Effekt, dass sich Lehrer und Eltern enger mit ihrer Schule verbunden fühlten und sich stärker engagierten. Heute sei es oft so, dass sie sich gegenseitig die Schuld am Misserfolg eines Kindes zuschöben. In den Niederlanden, wo die Eltern die Schule frei wählen können, herrsche an Elternabenden eine andere, positivere Stimmung. «Die Eltern sind engagiert und informiert. Sie ziehen mit den Lehrern am selben Strick.» Schliesslich hätten sie die entsprechende Schule ja selber gewählt, so Amacher.

Ein zentraler Vorwurf der Gegner einer freien Schulwahl lautet, diese führe zu einer «Segregation» der Gesellschaft. Erfahrungen aus

## «In Zukunft Salami taktik»

Pia Amacher, Präsidentin der Elternlobby Schweiz, ist überzeugt, dass sich die freie Schulwahl durchsetzt. *Von Christoph Landolt*



«Die Zeit arbeitet für uns»: Amacher.

**Frau Amacher, die freie Schulwahl, die Sie propagieren, scheitert überall. Sie müssen eine gebrochene Frau sein.**

(Lacht) Ich bin alles andere als gebrochen. Es ist normal, dass ein Thema wie die freie Schulwahl seine Zeit braucht. Die Zeit arbeitet für uns. Mit jedem weiteren Kind, das in der Staatsschule ein Problem hat, kommen zwei weitere Befürworter dazu.

**Zuletzt votierte der Zürcher Kantonsrat mit 147 zu 10 gegen eine Initiative der Elternlobby. Ist Ihre Strategie richtig?**

Wir sind natürlich lernfähig. In Zürich verlangt die Initiative noch eine volle freie Schulwahl zwischen allen öffentlichen Schulen, ob die Trägerschaft nun staatlich oder privat ist. Das ist wohl zu viel auf einmal, die Schweizer haben es lieber Schritt für Schritt. In Zukunft werden wir eine Salami taktik anwenden. Das Thema ist dank unseren Maximalforderungen heute sehr bekannt, jetzt müssen wir dem Ziel langsam näherkommen.

**In Solothurn hat sich das Parlament fast einstimmig dagegen ausgesprochen, die Initiative wurde deshalb zurückgezogen.**

Wir wollen nicht blindlings ins Verderben rennen. Solothurn war der letzte Kanton, wo das Privatschulverbot aufgehoben wurde, nachdem man lange Angst

vor Jesuitenschulen hatte. Der Kulturkampf ist noch zu tief in den Köpfen.

**Gemäss Umfragen gäbe es Mehrheiten für die Wahlfreiheit zwischen staatlichen Schulen. Würde die Elternlobby für dieses Modell kämpfen, oder ist sie zu sehr eine Privatschullobby?**

Wir wären auf jeden Fall für eine solche Lösung. Wir überlegen uns, in Zukunft Zwillingsinitiativen einzureichen: eine Initiative für die Staatsschulwahl und eine zweite für Pro-Kind-Pauschalen an «freien Schulen», die im Gegensatz zu Privatschulen offen für alle sein wollen. Damit hätten wir mehr Chancen.

**Zu den eifrigsten Verfechtern der freien Schulwahl gehören religiöse Kreise. In Zürich zum Beispiel steht nur die EDU hinter Ihrer Forderung.**

Bisher haben wir uns auf den Standpunkt gestellt, dass der Staat die Bewilligungen erteilt und somit fundamentalistische Schulen aus eigenem Antrieb stoppt. Aber dem Thema Schulen in konfessioneller Trägerschaft muss sich die ganze Gesellschaft stellen. Ich bin der Meinung, dass Religion ausserhalb der Schule stattfinden soll. Damit wäre die soziale Durchmischung nicht gefährdet.

**Kritiker meinen, nach dem faktischen Ende der Dienstpflicht sei die Volksschule der letzte Ort, wo sich Arm und Reich treffen.**

Es gibt dieses Idealbild der Dorfschule, wo alle Kinderlein ungeachtet ihrer Herkunft zusammen zur Schule gehen. Diese Dorfschule gibt es zum Teil noch. Die Realität in den Städten und Agglomerationen ist aber eine andere. Wenn Sie in einem Gettoquartier wohnen, geht Ihr Kind auch in eine Gettoschule.

**Sie setzen sich seit 1996 für die freie Schulwahl ein, inzwischen hauptberuflich. Wann wird in der Schweiz die staatliche Zuteilung abgeschafft?**

Es geht sicher nicht mehr so lang wie beim Frauenstimmrecht, das hundert Jahre gebraucht hat. Ich freue mich an den kleinen Fortschritten. Bald können in der ganzen Nordwestschweiz Gymnasiasten ihre Schule selbst wählen. In Dörfern wie Häggenschwil SG konnte die Sek gerettet werden, nachdem der Staat die Schule an eine private Trägerschaft übergeben hat und trotzdem bezahlt. Der Batzen fällt langsam, aber er fällt.

Ländern wie den Niederlanden zeigten, dass sich Gleich zu Gleich geselle, dass sich also beispielsweise «weisse» oder «schwarze» Schulen bildeten. Es profitierten vor allem die Reichen.

Den Einwand, die freie Schulwahl sei ungerecht und führe zu einer sozialen «Entmischung» der Gesellschaft, lässt Pia Amacher nicht gelten. Sie kehrt den Spieß um: Man wolle nicht wahrhaben, dass in der Schweiz eine «starke sozioökonomische Segregation» bestehe. Die Kinder wohlhabender Eltern seien heute gerade dank des Staatsschulsystems weitgehend unter sich.

### Ausbruch aus dem Getto

Es ist ansatzweise ein ähnliches Phänomen zu beobachten, wie es der amerikanische Politologe und Autor Charles Murray in seinem aktuellen Bestseller «Coming Apart» beschreibt: Via Postleitzahl, also Wohnort, wählen sich wohlhabende Familien einen Lebensraum aus, in dem sie unter sich bleiben. Mit Schulen, in denen es garantiert keine Kinder aus sogenannten bildungsfernen Schichten gibt – und einem Ausländeranteil, der gegen null tendiert.

Der zitierte Schweizer Pädagogikprofessor und Befürworter der freien Schulwahl, der anonym bleiben will, bestätigt den Befund. Dass die Staatsschulen sozial durchmischt seien, sei eine «Mär», sagt er. Das gelte höchstens noch für abgeschiedene Landgemeinden, aber nicht für die siebzig oder achtzig Prozent der Bevölkerung, die in Agglomerationsgebieten lebten. Dort seien die sozialen Schichten «perfekt getrennt»: sortiert durch Steuern und Immobilienpreise. Zudem könnten es sich wohlhabende Eltern bereits jetzt leisten, ihre Kinder in teure Privatschulen zu schicken.

Die freie Schulwahl erhöhe, entgegen dem Argument ihrer Gegner, die Chancen sozial schwacher Kinder, betont auch Pia Amacher. Es leuchtet ein: Wenn die Schule ihrer Wahl im Rahmen der durchschnittlichen Kosten eines Volksschulplatzes abgegolten wird, können sich auch ärmere Familien eine passende Schule auswählen. Und aus dem Getto ausbrechen, in dem sie heute oft gefangen sind.

Einzuwenden bleibt allerdings, dass die Nachfrage nach einer bestimmten Schule nach den Gesetzen des Marktes das Angebot verteuert. Die Elternlobby unterscheidet deshalb zwischen sogenannten freien Schulen und Privatschulen. Erstere sollen frei zugänglich und «gemeinnützig» ausgerichtet sein. Die Privatschulen können gewinnorientiert arbeiten und aufnehmen, wen sie wollen – sollen aber auch keine öffentlichen Mittel erhalten.

Ein interessanter Befund aus der Untersuchung des Bildungsforschers Stefan Wolter weist in eine ähnliche Richtung: Entgegen der Lehrmeinung der Experten sind es nicht die Wohlhabenden, die in der Umfrage für Wettbewerb plädierten, sondern der Mittelstand und ärmere Familien. Sie würden von einer





«Volksbildung ist Volksbefreiung»: Zschokke.

freien Schulwahl besonders profitieren, während reiche Familien bereits heute die Schule durch exklusive Wohnlagen bestimmen können. Weshalb sich die Linke vor diesem Hintergrund nicht für die Schulwahl für alle einsetzt, bleibt ihr Geheimnis.

Bleibt der Vorwurf höherer Kosten. Die freie Schulwahl verursache millionenteure Mehrausgaben, sagen die Verfechter der Staatsschule. Elternlobby-Präsidentin Amacher hält dagegen: Mittelfristig sei mit geringeren Ausgaben zu rechnen. Die Bürokratie, die ständig wächst und einen immer höheren Anteil an den Bildungsbudgets verschlingt, liesse sich grossräumig entschlacken. Der Staat solle nur noch dort tätig werden, wo es nötig ist. «Die einfachste und billigste Evaluation ist der Entscheid der Eltern für eine Schule», so Amacher.

Entlastung winke aber auch dadurch, dass die Kinder bei freier Schulwahl grundsätzlich eher eine Ausbildungsstätte besuchten, die ihren Fähigkeiten und Talenten entspricht.

### Die FDP ist in ihrer Geschichte gefangen

Tatsächlich: Einer der kräftigsten Kostentreiber im Bildungsbereich sind die sogenannten sonderpädagogischen Massnahmen. Diese werden Schülern zuteil, die irgendeinen Mangel aufweisen und mit den genormten Anforderungen der Staatsschule nicht klarkommen. In Kantonen wie Zürich sind davon weit über die Hälfte der Kinder betroffen (genaue Zahlen würden nicht erhoben, teilt die Statistikabteilung des Zürcher Bildungsdepartements auf Anfrage mit). Heerscharen von therapeutischem Personal bevölkern die Volksschulen – eine Dienstleistung, die ins Geld geht. Und die die Frage aufwirft, ob die staatlichen Schulen überhaupt noch effizient arbeiten.

Die Argumente für mehr Freiheit, Eigeninitiative und Wettbewerb in den Schulen sind vernünftig und bedenkenswert – dennoch haben es die Anhänger einer freien Schulwahl in der Schweiz nach wie vor schwer, sich Gehör zu verschaffen. Eine breite und offen geführte Diskussion findet nicht statt.

Das hat vor allem zwei Gründe. Erstens einen historischen: Die Einführung und der unbestrittene historische Erfolg der Volksschulen sind eng mit der Entstehung des Bundesstaats von 1848 verbunden. Mit dem liberalen Umschwung von 1830 wurde in vielen Kantonen die Schulpflicht eingeführt. Die Radikalen und Liberalen versuchten das Schulwesen auf Bundesebene zu zentralisieren. Das freisinnige Projekt des Bundesstaats ging einher mit einer staatlichen Bildungsoffensive: «Volksbildung ist Volksbefreiung», rief der liberale Politiker und Aufklärer Heinrich Zschokke (1771–1848) aus. Die Schulen dienten nicht nur dazu, die individuelle Entwicklung zu fördern, sondern auch die Werte des liberalen Nationalstaats durchzusetzen. Und die konfessionell geprägten privaten Bildungsstätten zurückzudrängen.

Dagegen erwuchs Widerstand aus den Kantonen. Konservative – seien es Katholiken oder Protestanten, wie Friedrich Dürrenmatts Grossvater Ulrich – bekämpften die Bestrebungen nach Vereinheitlichung und Zentralisierung. 1882 wurde die Einführung eines eidgenössischen Schulsekretärs, des sogenannten Schulvogts, mit grosser Mehrheit abgelehnt.

Reste dieses Kulturkampfes spuken heute noch in den Köpfen von Politikern herum. Anders ist kaum zu erklären, dass die FDP, die liberale Partei par excellence, die freie Schulwahl ablehnt. Die Volksschule ist ein Kind der Liberalen. Deshalb halten sie – entgegen ihrer liberalen Grundüberzeugung – an ihr fest.

Aber auch in den anderen grossen Parteien ist eine «kräftige Abwehrhaltung» gegenüber der freien Schulwahl zu beobachten, wie der Zuger CVP-Nationalrat und Schulunternehmer Gerhard Pfister feststellt. Ausnahmen sind etwa Filippo Leutenegger (ZH) in der FDP, Yvonne Gilli (SG) bei den Grünen, Chantal Galladé (ZH) bei der SP oder Claudio Zanetti (ZH) bei der SVP.

Gerhard Pfister versteht die Skepsis seiner Kollegen nicht. Die Schulwahl böte Lehrern und Schulleitern «die Chance für mehr Spielraum», so Pfister. Sie würde die Lehrer in eine bessere Position versetzen als jetzt, wo sie sowohl von den Eltern wie der Bildungsbürokratie, die ständig neue Reformen vorgibt, einem «gewaltigen Druck» ausgesetzt seien. Herrschte Wahlfreiheit, könnten sie sagen: «Seht hin, dies ist unser Angebot. *Take it or leave it.*»

Der zweite Grund, warum die Schulwahl auf so hartnäckigen Widerstand stösst, liegt in den Vorbehalten vieler Schweizer gegen die Ideologien, die sie hinter manchen Privatschulen vermuten (etwa bei den Rudolf-Steiner- oder



«Mehr Spielraum»: CVP-Nationalrat Pfister.

den Montessori-Schulen). Zu diesem Ergebnis kommt die zitierte Studie von Stefan Wolter. Hat die Schulwahl in der Schweiz unter diesen Voraussetzungen überhaupt eine Chance?

### Mehrheit für freie Wahl der Staatsschule

Auch dazu liefert Wolters Untersuchung eine überraschende Antwort. Chancenlos sei lediglich die völlig freie Schulwahl, also die Finanzierung privater Schulen mit öffentlichen Mitteln. Eine Mehrheit – das erstaunt angesichts des geballten Widerstands etwas – spricht sich allerdings für eine Wahl zwischen öffentlichen Schulen aus. Die Autoren schliessen daraus, dass die Bevölkerung, anders als die Lehrer, mehr Wettbewerb, Vielfalt und Eigenverantwortung in der Schule grundsätzlich befürwortet.

Ansätze zu einer Wahl bestehen in verschiedenen Kantonen. In Basel-Stadt kann man ab der Sekundarstufe I die Staatsschule frei wählen. In Basel und im Kanton Zürich sind die staatlichen Gymnasien frei wählbar. Und 2014 wird in der Nordwestschweiz sogar eine kantonsübergreifende Gymi-Wahl eingeführt. Es ist nicht bekannt, dass es in diesen Kantonen zu einem unkontrollierbaren Chaos und einem rapiden Zerfall des Bildungsniveaus gekommen wäre.

Die freie Schulwahl, dieser Schluss drängt sich auf, scheitert in den Köpfen, nicht an der Praxis. Eine Frischzellenzufuhr in Form belebender Konkurrenz durch freien Wettbewerb zwischen den Schulen dürfte dem Bildungssystem nicht schaden, im Gegenteil. Zumal die Qualität der Schweizer Volksschulen gemäss Pisa-Studien und in Anbetracht der Tatsache, dass zwanzig Prozent der Schüler die obligatorische Schulzeit abschliessen, ohne richtig lesen und schreiben zu können, nicht über jeden Zweifel erhaben ist. ○



# Belehrungen aus Kasachstan

Ein OSZE-Bericht wirft der Schweiz zunehmende Diskriminierung von Muslimen vor. Das Papier enthält einen Haufen Fehler und Halbwahrheiten, aber keine Fakten, mit denen die Organisation ihre Unterstellungen stützen könnte. *Von Kurt Pelda*



*Keine Beeinträchtigung der Religionsfreiheit:* Nationalrat Walter Wobmann (r.) und ein Handwerker werben 2009 für die Anti-Minarett-Initiative.

Der Bericht der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) hat es in sich. Drei Religionsexperten der OSZE hielten sich letzten November drei Tage lang in der Schweiz auf, um sich über «Toleranz-Angelegenheiten» zu informieren. Das Fazit der Experten, enthalten in einem gerade einmal siebenseitigen Bericht: Intoleranz gegenüber Muslimen und Diskriminierung seien seit 2001 im Steigen begriffen und würden durch rechtsgerichtete und populistische Parteien ausgenutzt. Und: Dank der direkten Demokratie könnten Populisten in Krisenzeiten Massnahmen zur Diskriminierung von Minderheiten einfacher propagieren. In den Medien würden Muslime in ihrer Gesamtheit in ein ungünstiges Licht gerückt. Nur in wenigen Fällen gebe es positive Porträts. Ist die Schweiz und sind die Medien im Speziellen ein Hort der Muslimfeindlichkeit und des Rassismus?

Die Berichtsaufsteller haben ein einziges – starkes Argument: Das Minarettverbot von 2009 ist tatsächlich diskriminierend. Doch kann man aus einem einzigen Fall einen Trend über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren ab-

## Ein Trend zu mehr Muslimfeindlichkeit lässt sich aus den Daten nicht ablesen.

leiten? Immerhin vergessen die Autoren nicht zu erwähnen, dass das Minarettverbot die freie Religionsausübung der Muslime kaum beeinträchtigt. Ausserdem habe der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg einen Einspruch gegen das Minarettverbot zurückgewiesen, denn zuerst müsse ein entsprechendes Baugesuch eingereicht und von allen schweizerischen Rechtsinstanzen abgelehnt

werden. Erst dann könne das Gericht auf eine solche Beschwerde eintreten. Dass die Schweizer Muslime seit November 2009 kein Gesuch für den Bau eines Minarets eingereicht haben, interpretieren die Religionsexperten auf ihre eigene Weise. Vielleicht wollten sich die in der Schweiz lebenden Muslime nicht noch mehr exponieren, vermuten die Autoren. Es wäre allerdings auch denkbar, dass sie einfach mit dem Minarettverbot zu leben gelernt haben.

## Sogar Coop wird zu Unrecht angegriffen

Das dünne Papierchen der OSZE strotzt vor Mutmassungen, Halbwahrheiten und offensichtlichen Fehlern. So wird behauptet, dass Albaner die grösste Immigrantengemeinschaft in der Schweiz darstellten. Dabei zeigt ein Blick auf die Daten des Bundesamts für Statistik klar, dass Albaner – selbst unter Einschluss von Kosovaren und kosovarischstämmigen



Serben – weit weniger zahlreich sind als Italiener, Deutsche oder Portugiesen. Albaner und Bosnier würden jetzt durch ihre Religion definiert, heisst es weiter. An anderer Stelle schreiben die Experten aber, dass die Diskriminierung der Albaner vor allem auf deren Familiennamen basiere, wodurch die Herkunft vom Balkan offensichtlich werde. Wenn Albaner in der Schweiz diskriminiert werden, geschieht das also in erster Linie aufgrund der Abstammung und nicht wegen der Religionszugehörigkeit.

Diskriminiert werde auch bei Einbürgerungen und am Arbeitsmarkt, schreiben die Autoren summarisch – ohne Hinweise auf Quellen, die solche Behauptungen stützen würden. Als einziges Beispiel wird eine «grosse Supermarktkette» angeführt, die keine Frauen einstelle, die den Hidschab – das muslimische Kopftuch – tragen. Typisch für den OSZE-Bericht ist, dass die angeblichen Schuldigen nicht genannt werden. Es dürfte aber der Grossverteiler Coop gemeint sein, der vor einigen Jahren wegen eines angeblichen Kopftuchverbots ins Gerichte kam. Die Berichtsauteure machten sich offenbar nicht die Mühe, genauer nachzufragen. Von einem Einstellungsverbot für Frauen mit dem Kopftuch kann bei Coop nämlich keine Rede sein. Das Verkaufspersonal müsse die offizielle Personalbekleidung tragen, die keine Kopfbedeckung vorsehe, schreibt Coop in einer Stellungnahme. Im Lager und in den Verteilzentren sowie Produktionsbetrieben sind Kopfbedeckungen dagegen durchaus erlaubt oder gar vorgeschrieben. Werden gläubige Musliminnen deshalb bei Coop diskriminiert? Wohl kaum, denn auch der Rastafari, der an der Kasse eine Wollkappe tragen möchte, muss darauf verzichten. Die Vorschrift ist also nicht ausschliesslich gegen Muslime gerichtet.

Wer steckt hinter den Pauschalurteilen und unbewiesenen Behauptungen im OSZE-Bericht? Von den drei Religionsexperten kümmerte sich je einer um das Judentum, den Islam sowie um das Christentum und neue Religionen. Die Äusserungen zur Muslimfeindlichkeit in der Schweiz fallen in das Gebiet des Kasachen Adil Akhmetov. Dabei handelt es sich nicht um irgendeinen Islamfachmann, sondern um einen Senator im kasachischen Parlament und ein Mitglied der Regierungspartei Nur Otan (Licht des Vaterlands) des De-facto-Diktators Nasarbajew. Nach den auch von der OSZE heftig kritisierten Wahlen in Kasachstan vom Januar kommt Nur Otan auf 83 von insgesamt 107 Parlamentssitzen. Und genau diese Regierungspartei, für die Islamexperte Akhmetov im Parlament sitzt, hat letztes Jahr ein neues Religionsgesetz verabschiedet, das laut Meinung der OSZE die Religions- und Glaubensfreiheit unnötig einschränkt.

Kasachstan wird auch von angesehenen Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty

International und Human Rights Watch schon fast regelmässig wegen Verletzung der Grundrechte, wegen Folterpraktiken und Repression an den Pranger gestellt. Und ausgerechnet ein Anhänger dieses Regimes masst sich nun an, die Schweiz der Muslimfeindlichkeit zu bezichtigen. Sollen wir uns etwa Kasachstan zum Vorbild nehmen?

### Vorurteile statt Tatsachen

Es ist eine Binsenwahrheit, dass Muslime seit den Anschlägen von New York, Madrid und London einen schwereren Stand in der westlichen Welt haben. Das betrifft bei weitem nicht nur die Schweiz. Die Frage lautet aber, ob sich tatsächlich ein Trend in Richtung zunehmender Muslimfeindlichkeit erkennen lässt. Wer dies behauptet, sollte mit entsprechenden Stu-



«Licht des Vaterlands»: Senator Akhmetov.

dien, Statistiken und Umfrageergebnissen aufwarten. Genau das aber fehlt im OSZE-Bericht und in vielen ähnlichen Publikationen, die sich mehr auf persönliche Überzeugungen und Vorurteile als auf harte Tatsachen abstützen scheinen. Dabei sind auf der Webseite der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) durchaus Daten abrufbar, mit denen sich die Hypothese überprüfen lässt. Leider reichen sie nur von 1995 bis ins Jahr 2009. Sowohl bei der Zahl der Anzeigen wegen Rassendiskriminierung als auch bei den tatsächlichen Schuldsprüchen gab es im Jahr 2007 einen Rekordstand, der nachher nicht mehr erreicht wurde.

Interessant ist dabei vor allem die Aufteilung auf die Opfergruppen. Seit Inkraftsetzung der Rassismus-Strafnorm im Jahr 1995 sind gerade einmal fünfzehn mutmassliche Straftaten gegen Muslime untersucht worden.

Das entspricht 2,7 Prozent aller Fälle, während die Muslime insgesamt 4,3 Prozent der schweizerischen Wohnbevölkerung ausmachen. Sie sind laut der von der EKR geführten Statistik also weniger als andere Minderheiten von strafrechtlich relevanten Diskriminierungsfällen betroffen. Zu Schuldsprüchen kam es in den Jahren 2008 und 2009 nur gerade je einmal. Ein Trend zu mehr Muslimfeindlichkeit lässt sich aus diesen Daten beim besten Willen nicht ablesen.

Ganz anders sieht es dagegen bei antijüdischen Straftaten aus. Obwohl die Juden nur gerade 0,2 Prozent der Wohnbevölkerung ausmachen, gab es im untersuchten Zeitraum 145 Anzeigen wegen antisemitischer Diskriminierung. Das entspricht 26 Prozent aller Fälle, Tendenz seit 2001 eindeutig steigend. Wer sich über zunehmenden Rassismus beklagen will, sollte das Augenmerk demnach viel stärker auf antisemitische Tendenzen als auf Muslimfeindlichkeit richten. Immerhin gab es bei antijüdischen Delikten zwischen 2007 und 2009 insgesamt 34 Verurteilungen. Leider geht aus der Statistik nicht hervor, wie viele der Straftäter Muslime waren. Am stärksten betroffen sind von diskriminierenden Handlungen und Äusserungen nach den Juden vor allem Schwarze und Dunkelhäutige. Muslime folgen erst unter «ferner liefen».

Trotz dieser klaren Zahlen spricht auch die EKR gerne und häufig von der zunehmenden Muslimfeindlichkeit. Nach der Annahme der Minarett-Initiative widmete sie dem Thema 2010 sogar eine eigene Ausgabe ihres Bulletins *Tangram*. Wie im OSZE-Bericht waren harte statistische Fakten und Studien auch da dünn gesät. Abgedruckt wurde nur eine Zusammenfassung einer Studie, die der Doktorand in Wirtschaftswissenschaften, Pierre Kohler, verfasst hatte. Kohler wollte mit Daten aus der Volkszählung von 2000 beweisen, dass Muslime auf dem Arbeitsmarkt diskriminiert würden. Er vergass jedoch, zu erwähnen, wo interessierte Personen Einblick in die verwendeten Daten, Regressionen und statistischen Methoden nehmen können. Der Doktorand untersuchte, wie sich die Religionszugehörigkeit einer Person auf ihre Beschäftigungswahrscheinlichkeit auswirkte, wobei er Faktoren wie Bildungsstand oder Beherrschung einer Landessprache einbezog. Es gibt aber noch viele andere mögliche Einflussfaktoren wie die Lust oder Unlust zu arbeiten oder die Verweildauer in der Schweiz, die sich auf die Beschäftigungschancen eines Arbeitsfähigen auswirken können. Was Kohler mit seinen Erklärungsvariablen nicht begründen konnte, subsumierte er unter «Benachteiligung». Davon sei wiederum ein «substanzialer Teil» auf Diskriminierung zurückzuführen. So einfach machen es sich die Rassismusforscher: Wenn sie etwas nicht erklären können, nennen sie es automatisch Diskriminierung. ○

# Heroin auf Krankenkasse

Der Katalog der Grundversicherung wächst, die Krankenkassen sind Selbstbedienungsläden für Ärzte und Patienten. Verantwortungslosigkeit wird belohnt. Eine Liste der unsinnigsten Leistungen.  
Von Christoph Landolt und Kat Menschik (Illustrationen)

Wäre Komasaufen eine Krankheit, müsste man von einer Epidemie sprechen. Vor allem Jugendliche bechern immer häufiger so viel, dass die Party im Spital endet. Der Trend lässt sich quantifizieren: Beim Berner Inselspital beispielsweise stieg der Anteil von Notfallpatienten mit Alkoholvergiftung zwischen 2000 und 2007 von 1,4 auf 3,3 Prozent. Die Krankenkasse Groupe Mutuel rechnet mit Kosten von 1500 bis 3500 Franken pro Fall. Bezahlt werden die schweizweit rund 30 Millionen Franken pro Jahr nicht von den Komasaufnern selbst, denn Alkoholintoxikation ist eine Pflichtleistung der obligatorischen Krankenversicherung. Es ist einer der offenkundigsten Fehlanreize im Gesundheitssystem.

Der Zürcher SVP-Nationalrat Toni Bortoluzzi hat deshalb eine parlamentarische Initiative eingereicht, die Notfallbehandlungen nach Alkoholexzessen von der Krankenversicherung ausnehmen will. «Wer durch einen solchen Blödsinn wie Komasaufen medizinische Kosten verursacht, soll dies im eigenen Portemonnaie spüren», begründet Bortoluzzi. Dass er damit Erfolg haben könnte, hat Bortoluzzi selbst überrascht. Vorletzte Woche wurde seine Initiative von den Gesundheitskommissionen von National- und Ständerat angenommen. Der Vorgang ist bemerkenswert: Erstmals soll bei der obligatorischen Krankenversicherung das Verursacherprinzip eingeführt werden.

Der Trend geht in die entgegengesetzte Richtung. Die Liste der Heilmittel und Therapien, welche die Grundversicherung bezahlen muss, wächst stetig. Während die Gesundheitskosten zwischen 1996 und 2007 um 47 Prozent zunahmen, stiegen die Kosten im obligatorischen Bereich um 66 Prozent. Dafür verantwortlich sind die schleichende Ausweitung des Krankheitsbegriffs und das hemmungslose Ausnutzen des Versicherungsschutzes. Die *Weltwoche* hat einige Beispiele von Leistungen zusammengetragen, die verantwortungslos Handeln belohnen – auf Kosten der Allgemeinheit:

## Bagatellen

Selbst wenn alle obengenannten Leistungen aus der Grundversicherung gestrichen würden, wäre dies nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Das Gesundheitswesen kostet in der Schweiz 60 Milliarden pro Jahr, was 11 Prozent des Volkseinkommens entspricht. Die Hälfte davon entfällt auf Bagatellen. «Die Grundver-

sicherung bezahlt Ausgaben, welche die meisten selbst bezahlen könnten», meint der Gesundheitsökonom Werner Widmer. «Das provoziert Missbrauch geradezu.» Widmer will dem Gesundheitssystem eine starke Medizin verschreiben: eine einkommensabhängige Franchise, die sich auf maximal 7 Prozent des Jahreslohns beläuft. Die Krankenkassenprämien würden dadurch massiv sinken, die Grundversicherung würde nur noch in jenen schweren Fällen bezahlen, wo Krankheit ein existenzbedrohendes Risiko darstellt.



## Chiropraktik

Bereits seit 1964 müssen Behandlungen des Chiropraktikers von der Grundversicherung bezahlt werden. Edzard Ernst von der englischen Universität Exeter, der (vor kurzem emeritierte) weltweit einzige Professor für Alternativmedizin, hat die Methode untersucht. Ihm zufolge ist das Knochenrichten zur Linderung von Rückenschmerzen nicht besser als eine konventionelle Behandlung, gegen Asthma oder Migräne wirkt es nicht. Hingegen können dabei zum Beispiel Arterien verletzt werden. Die Methode hat ernsthafte Nebenwirkungen, vom Schlaganfall über Querschnittslähmung bis zum Tod. «Von allen alternativen Therapieformen ist die Chiropraktik die gefährlichste», sagt Ernst. Im Jahr 2011 haben die Prämienzahler dafür 75 Millionen Franken ausgegeben.

## Komplementärmedizin

Der vielleicht grösste Fehlanreiz im Gesundheitssystem ist demokratisch legitimiert: der Konsum von Pseudo-Heilmitteln, die erwiesenermassen keine Wirkung haben. Satte 67 Prozent der Stimmbürger haben vor drei Jahren entschieden, dass die sogenannte Komplementärmedizin in die obligatorische Grundversicherung aufgenommen werden soll. Seit Anfang Jahr müssen die Kassen bezahlen, vorerst nur provisorisch, weil medizinische Methoden von Gesetzes wegen nicht nur wirtschaftlich und zweckmässig, sondern auch wirksam sein müssen. Aller Forschung zum Trotz wurden bisher keine Belege für die Wirksamkeit von homöopathischen Kügelchen oder der traditionellen chinesischen Medizin gefunden.

## Abtreibung

Schwangerschaft ist keine Krankheit, sondern die Folge von ungeschütztem Geschlechtsverkehr. Diesem geht – von seltenen Fällen wie Vergewaltigung und fehlerhaften Verhütungsmitteln abgesehen – ein willentlicher Entscheid voraus, über dessen mögliche Folgen jeder Schüler bestens informiert ist. Entscheidet sich eine Frau zur Abtreibung, trägt dennoch die Krankenkasse die Kosten (medikamentös: 500 Franken; chirurgisch: 1000 bis 2000 Franken). Konservative Politiker um den Schwyzer SVP-Ständerat Peter Föhn haben im Sommer ihre Volksinitiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache» eingereicht. Häme ergoss sich über die Initianten. Wie bei den grossen Drogendebatten der neunziger Jahre spielt der Faktor Eigenverantwortung in der Diskussion keine Rolle.

## Implanon

Obwohl im Parlament ein SP-Vorstoss hängt ist, der Gratis-Verhütungsmittel fordert, gilt Verhütung immer noch als Privatsache. Auch das Hormonstäbchen Implanon muss die Patientin selbst bezahlen. Für das Einsetzen in den Oberarm und das Entfernen braucht es jedoch einen Eingriff. Ärzte, die ihren Patientinnen einen Gefallen machen wollen, rechnen diesen separat ab. «Wird die ärztliche Leistung ohne Implanon verrechnet, können wir nicht erkennen, ob es sich um eine Nichtpflichtleistung handelt», erklärt Sandra Winterberg von der CSS. Die Versicherung geht davon aus, dass das Einsetzen und Entfernen von Implanon «oft» über die Grundversicherung abgerechnet wird.





### Magen-Bypass für alle

Seit dem 1. Januar 2011 müssen die Krankenkassen auf Geheiss des Bundesgerichts auch dann einen Magen-Bypass bezahlen, wenn der Body-Mass-Index (BMI) zwischen 35 und 40 liegt. Konnten früher nur schwerst fettsüchtige Patienten die Rechnungen für die rund 30 000 Franken teure Operation an die Krankenkasse weiterleiten, so können heute schon 1,80 Meter grosse Männer davon profitieren, die 115 Kilogramm wiegen. Der Richterspruch hat teure Folgen: Wurden im Berner Inselspital im Jahr 2010 noch 66 Übergewichts-Operationen vorgenommen, waren es 2011 bereits 141. Gemäss *Sonntagsblick* stieg die Nachfrage am Kantonsspital Frauenfeld um ganze 250 Prozent.

### Drogenabgabe

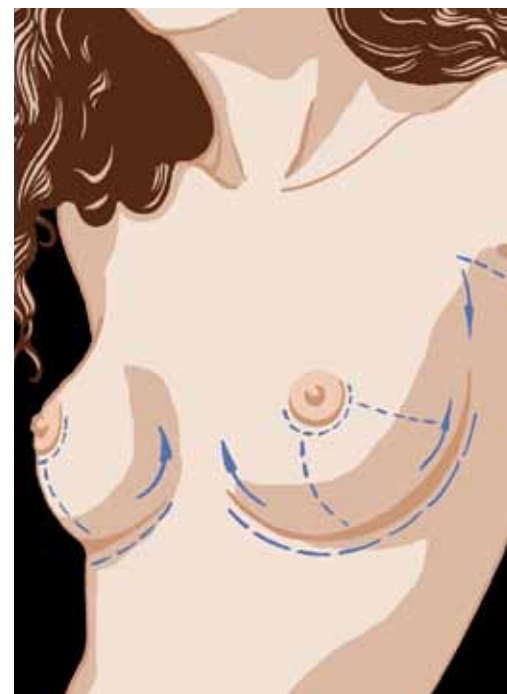
In den neunziger Jahren hätte kaum jemand gedacht, dass mit der neuen Drogenpolitik ein Präjudiz geschaffen wird, mit dem Richter zwanzig Jahre später Raucherentwöhnungs-Medikamente in die obligatorische Grundversicherung schlagen. Damals herrschte eine grosse Ratlosigkeit, wie mit der offenen Drogenszene am Zürcher Platzspitz und der Aids-Problematik umzugehen sei. Schliesslich bewirkte eine «Koalition der Vernunft» zwischen Linken und FDP, dass Süchtige wie Kranke behandelt werden. Harte Drogen blieben pro forma verboten, die Konsumenten konnten unter ärztlicher Aufsicht aber Methadon und Heroin beziehen, auf Kosten der Krankenkasse. Was 1994 mit einer Sondergenehmigung eingeführt worden war, wurde 2008 per Volksabstimmung endgültig in das Betäubungsmittelgesetz aufgenommen. Drogenfachleute aus der Praxis gehen jedoch davon aus, dass ein Grossteil der Methadon-Empfänger keinesfalls von der Sucht losgekommen ist, sondern die Gratis-Ersatzdroge zusätzlich konsumiert.

### Ultraschall

Gemäss Leistungskatalog müssen die Krankenkassen einer Frau während der Schwangerschaft sieben Vorsorgeuntersuchungen bezahlen, davon zwei mit Ultraschall. Die entsprechenden Zahlen fehlen, doch in den allermeisten Fällen greifen die Frauenärzte bei jedem Untersuchung zum Ultraschallgerät. Sie erklären eine normal verlaufende Schwangerschaft kurzerhand zur Risikoschwangerschaft, bei der die Untersuchungsintervalle «nach klinischem Ermessen» ausfallen. Gemäss einem Gynäkologen, der nicht namentlich genannt werden möchte, hat sich deswegen noch nie eine Patientin beklagt. Immer öfter werden die Ärzte von den werdenden Müttern auch nach 3-D-Bildern gefragt, auf denen das Gesicht des ungeborenen Kindes zu sehen ist – natürlich auf Kosten der Krankenkasse.

### Burnout

Kaum ein Leiden hat einen derart kometenhaften Aufstieg hinter sich wie das Burnout. Wer angespannt oder unmotiviert ist, über Mühe mit der Konzentration oder schwindendes sexuelles Verlangen klagt, vereinigt bereits mehrere Symptome auf sich, die gemäss Internet-Selbsttests auf ein Burnout hinweisen. Die seriöse Medizin allerdings rätselt über das grassierende Phänomen. Gemäss internationalen medizinischen Klassifikationssystemen ist «Burnout» gar keine Diagnose. Doch für Ärzte, Psychologen und Kliniken dient die populäre neue Volkskrankheit als Goldgrube. Obwohl in keinem Gesetz vorgegeben, ist mangelnde Belastbarkeit heute de facto kassenpflichtig.



### Schönheitsoperationen

Für eine Schönheitsoperation kommt der Patient selber auf – es sei denn, er würde ohne den Eingriff körperlich oder psychisch leiden. Wann dies der Fall ist, bestimmt der Schönheitschirurg. Damit wird Missbrauch Tür und Tor geöffnet. Laut Schätzungen bezahlen die Krankenkassen jährlich mehr als 30 Millionen Franken für «medizinisch indizierte» Brustvergrösserungen und Fettabsaugungen.

### Komplikationen nach Schönheits-OP

Anbieter wie Helvetia oder Axa schliessen keine Ärzthaftpflichtversicherungen mit Schönheitschirurgen ab, da zu viele Schadensfälle zu erwarten sind. Dies macht deutlich: Wer sich für seine Schönheit unters Messer legt, geht ein Risiko ein. Häufiger als unsachgemäss ausgeführte Operationen sind aber ganz normale Komplikationen. Anders als in Deutschland werden die Nebenwirkungen von Schönheitsoperationen hierzulande weder vom Arzt noch vom Patienten bezahlt, sondern von der Grundversicherung. ○

### Raucherentwöhnung

Wäre es nach der Eidgenössischen Arzneimittelkommission gegangen, müssten die Krankenkassen das Raucherentwöhnungs-Medikament Champix nicht bezahlen. Die erwarteten Kosten von 45 Millionen in drei Jahren seien bei einer Erfolgsquote von «lediglich 21 Prozent eine enorme Summe», schrieb die Kommission. Der Pharmagigant Pfizer zog aber bis vor Bundesgericht. Vor einem halben Jahr befanden die Richter, dass Nikotinsucht als Krankheit zu werten ist, wenn aus medizinischer Sicht eine Behandlung nötig wird, weshalb Champix kassenpflichtig sei. In der Begründung verwies das Gericht auf Alkohol- und Drogensucht, wo die Grundversicherer schon länger für Entzugsprogramme zur Kasse gebeten werden.



# Berner Hofknicks in Washington

Der Bundesrat ändert nachträglich die Spielregeln für amerikanische Bankkunden. Er will damit die USA für eine Globallösung im Bankenstreit gewinnen. Doch von der Verhandlungsfront kommt nichts Erfreuliches. Denn je mehr die Schweiz nachgibt, desto mehr verlangen die Amerikaner. *Von Pierre Heumann*



*Das Recht flexibel interpretiert:* Michael Ambühl, Chefunterhändler.

Am vergangenen Freitag orientierte Michael Ambühl Vertreter der elf Banken, die im Visier der US-Behörden sind, über den neuesten Stand der Gespräche mit den Vereinigten Staaten. Der Chefunterhändler von Bundespräsidentin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) versucht seit Monaten, im Rahmen einer sogenannten Globallösung einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Damit will er weitere Anklagen gegen Schweizer Banken verhindern. Der Deal sieht vor, dass die Schweiz eine Abgeltungssumme überweist; im Gegenzug verzichten die USA auf weitere Anklagen, falls sich die Schweiz verpflichtet, künftig keine Steuertricks zu tolerieren.

Gespannt warteten die Bankenvertreter darauf, was ihnen Ambühl von seinem jüngsten Meeting mit den US-Behörden mitgebracht hatte. Es war höchst unerfreulich. Institute, die bereits auf der Liste der USA erscheinen, können von einer Globallösung nur bedingt profitieren. Jedes werde für sich eine Lösung finden müssen. Um Klagen auszuschliessen, müssen sie einen aussergerichtlichen Vergleich anstreben – als ob es keine Globallösung gäbe. Ein Rahmenvertrag, der diesen Namen verdient, müsste allen Banken helfen, von der US-Justiz verschont zu werden. Wenn die elf davon nicht erfasst sind, macht die Globallösung keinen Sinn. Sie segelt unter einem falschen Begriff.

Ambühl hatte sich ursprünglich mehr vorgenommen. Er strebte eine Lösung an, die für den ganzen Finanzplatz gelten sollte. Doch daraus wird wohl nichts. Das Verhandlungsklima sei äusserst angespannt, fasste Ambühl gegenüber den Bankern seine Erfahrungen in Washington zusammen. Als er sich dort zum Beispiel darüber beschwerte, dass die Bank Wegelin trotz der laufenden Verhandlungen über die Beilegung des Steuerstreits angeklagt worden sei, sollen Douglas Shulman von der amerikanischen Steuerbehörde und James Cole von der US-Staatsanwaltschaft nur mit den Schultern gezuckt haben. Auf Hinweise Ambühls, mit ihren Klagen gegen Banken würden die USA den Schweizer Finanzplatz destabilisieren, wurde ihm unverblümt entgegnet: «Stability is your problem, not ours», («Stabilität ist nicht unser, sondern Ihr Problem»).

In den vergangenen rund zehn Verhandlungsrunden habe die Schweiz «hart verhandelt und nicht vorschnell in Kompromisse eingewilligt», heisst es in der Umgebung von Ambühl. Die Schweiz habe sämtliche Argumente eingebracht, welche ihre Position stärken und diejenige der USA schwächen. Doch genützt hat es offensichtlich nicht viel, wenn man auf die bisherigen Ergebnisse abstellt. Die Schweiz könne nicht verhindern, dass die Kundendaten, die einst durch das Bankgeheimnis

geschützt waren, an die USA ausgeliefert werden, obwohl sich die Kunden nach damaligem schweizerischen Recht nichts zuschulden kommen liessen, sagt der an der Universität Bern lehrende Rechtsprofessor Peter V. Kunz.

Die amerikanischen Behörden stellen immer neue Forderungen. Neuerdings wollen sie auch die Namen der Kundenberater erfahren. Der US-Fiskus erwartet von ihnen, dass sie ihm Steuerbetrugstipps und -konstruktionen verraten, zu denen sie ihren US-Kunden geraten haben. Das Schweizer Recht lässt zwar nicht zu, dass Namen von Mitarbeitern preisgegeben werden. Die Treuepflicht des Arbeitgebers und das Datenschutzgesetz stehen dem entgegen. Doch die Schweiz sei geneigt, dem amerikanischen Begehren nachzugeben, und bemühe sich um «eine rechtsstaatliche Lösung», sagt einer, der die Verhandlungen aus der Nähe betrachtet hat. Das Recht wird, einmal mehr, flexibel interpretiert. Viele Namen von Kundenberatern sind bereits ausgeliefert. Sie sind zwar mit einem Code unkenntlich gemacht. Der Schlüssel soll aber geliefert werden, sobald das Globalabkommen rechtskräftig ist.

Dass die Schweiz ihr Recht amerikanischen Wünschen anpasst, ist nicht neu. So leistete sie bei gravierenden Fällen von Steuerhinterziehungen im UBS-Fall Amtshilfe, obwohl das im geltenden Doppelbesteuerungsabkommen (DBA) nicht vorgesehen ist. Der Begriff Steuerhinterziehung wurde, um amerikanischen Forderungen entgegenzukommen, so extensiv ausgelegt, dass er auch «Betrug» umfasste. Womit Amtshilfe legal wurde.

Im neuen DBA werden schon wieder rückwirkend Regeln neu festgelegt. Es soll den Datentransfer von Bankkunden an die USA regeln, und zwar auch in Fällen, die mittlerweile mehrere Jahre zurückliegen. Ins DBA wurde auf Drängen der Amerikaner zudem der Passus aufgenommen, wonach Kunden nicht mit ihrem exakten Namen identifiziert werden müssen, wenn die US-Behörden Auskunft über deren Konten verlangen. Ein typisches Verhaltensmuster von Kunden soll für die Beanspruchung der Amtshilfe genügen. Das war ursprünglich nicht vorgesehen. Der Ständerat hat dieser Aufweichung des Bankgeheimnisses bereits zugestimmt. In der nächsten Session kommt das Geschäft in den Nationalrat. Zuvor will Ambühl aber in Washington weiterverhandeln. Noch für diesen Monat ist ein weiteres Treffen mit den amerikanischen Behörden angesetzt. o



# Mauern des Schweigens

Die USA verfolgen mitleidlos den Bankenplatz Schweiz. Zu Hause allerdings verteidigen sie den Schutz unversteuerter Kundenvermögen aus dem Ausland.

Von Matthias Rüb

In einem denkwürdigen Artikel des linksliberalen Nachrichtenmagazins *The New Republic* vom August 2002 hat der Journalist Jonathan Chait beschrieben, wie er in einem Leihlastwagen zwei Stunden in brütender Hitze vor der Zahlstelle an der Autobahn I-95 in Delaware stand, ehe er endlich seine extrem teure Maut bezahlen durfte. «Die exorbitante Maut ist nicht überraschend», schrieb Chait, «denn sie ist die Verkörperung des gesamten Staatsethos von Delaware. Das Organisationsprinzip der Regierung von Delaware besteht darin, das eigene Volk auf Kosten des ganzen Landes zu subventionieren.»

Chait nennt in erster Linie die «absurd laxen Bestimmungen für Banken und Unternehmen», unter denen vor allem die benachbarten Bundesstaaten, aber auch das ganze Land litten. «The First State» sei «ein habgieriger Parasitenstaat mit einer langen Geschichte von Treulosigkeit und Geiz». Chaits bündiges Urteil über Delaware: ein Schurkenstaat.

## 695 000 Unternehmen in Delaware

Das sieht Vizepräsident Joseph Biden gewiss anders. Er ist der berühmteste und mächtigste Sohn des kleinen Bundesstaates. Jedenfalls sind in Delaware 695 000 Unternehmen registriert, unter ihnen zahlreiche Banken und die Hälfte all jener Firmen, die auf der «Fortune Global 500»-Liste der weltweit grössten und profitabelsten Unternehmen aufgeführt sind. Die allermeisten sind freilich reine Briefkastenfirmer, die in Delaware keinen Sitz zu haben brauchen und auch keine Steuern zahlen müssen. Nur eine Verwaltungsgebühr von jährlich fünfzig Dollar ist fällig. Das britische Tax Justice Network bezeichnet die Steueroase Delaware als «den undurchsichtigsten und heimlichtuerischsten Finanzplatz der Welt».

Der britische Finanzjournalist Nicholas Shaxson, dessen Grundlagenwerk «Schatzinseln – wie Steueroasen die Demokratie untergraben», nennt neben Delaware noch drei weitere amerikanische «Schurkenstaaten»: Florida, Nevada und Wyoming. Das «Geschäftsmodell» ist jeweils ähnlich. In Delaware kann man buchstäblich innert ein paar Stunden und für eine Bearbeitungsgebühr von weniger als 500 Dollar eine GmbH als steuerbefreites Offshore-Treuhandunternehmen gründen. Verschachtelte Querbeteiligungen mit anderen Trusts in Nevada oder Wyoming machen die Besitz- und Vermögensverhältnisse vollends undurchschaubar. Shaxson spricht von einer «Mauer des Schweigens».

In Florida ist vor allem die Steueroase Miami dafür bekannt, die Einlagen von Unternehmen und Privatleuten aus Staaten der Karibik, Lateinamerikas und anderen Weltgegenden mit einer «Mauer des Schweigens» zu umgeben. Nach Schätzungen des Handelsministeriums in Washington betragen die Guthaben ausländischer Personen und Körperschaften bei amerikanischen Banken 3,6 Billionen Dollar. Von dem Geld wissen die Steuerbehörden der Herkunftsländer meist nichts. «Amerikanische Banker werben mit der Aussicht auf Steuerhinterziehung um Kunden in Mittelamerika, der Karibik und in ganz Lateinamerika», sagt Jack Blum, Washingtoner Rechtsanwalt und Fachmann für Steueroasen.

Der damalige mexikanische Finanzminister (und heutige Nationalbank-Gouverneur) Agustín Carstens bat Anfang 2009 seinen amerikanischen Amtskollegen Timothy Geithner um Informationen über die Konten mexikanischer Bürger bei Banken in den Vereinigten Staaten, zumal in Miami. Doch was die Amerikaner, mit dem Vorschlaghammer in der Hand, von den Schweizer Banken über amerikanische Kunden wissen wollten, verrietten sie den Mexikanern über mexikanische Kunden bei amerikanischen Banken nicht. Der demokratische Senator Carl Levin aus Michigan findet das scheinheilig und fordert die Freigabe der Informationen. Der Finanzplatz Amerika sei der stabilste und beste

der Welt, argumentiert Levin, ein bisschen Transparenz werde keinesfalls zu einer massiven Kapitalflucht führen.

Das sehen Banker und auch Politiker in Florida anders. In einem Brief vom 2. März 2011 an Präsident Barack Obama sprechen sich alle 25 Kongressabgeordneten aus dem «Sunshine State» – Demokraten und Republikaner in seltener überparteilicher Einigkeit – gegen erweiterte Befugnisse der Washingtoner Steuerbehörde IRS aus, mittels deren Zinsgewinne ausländischer Anleger künftig gemeldet oder gar besteuert werden sollen. Viele Anleger müssten in ihren politisch instabilen Heimatländern mit Übergriffen oder Entführungen rechnen, sollten ihre Finanzinformationen an die Öffentlichkeit geraten, schreiben die Abgeordneten. Nur der Schutz der Kundeninformationen garantiere, dass das Kapital in Florida bleibe und dort sowie anderswo dringend benötigte Arbeitsplätze geschaffen würden.

Diesem Argument kann sich der Präsident nicht verschliessen, denn ohne die Stimmen aus dem hart umkämpften «Schlachtfeldstaat» Florida kann er die Wahlen am 6. November nicht gewinnen. Beim Angriff gegen die Schweiz und ihre Banken kann dagegen nichts schiefgehen: Dort gibt es keine Wählerstimmen zu verlieren.

Matthias Rüb ist langjähriger USA-Korrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.



«Das Volk auf Kosten des ganzen Landes subventionieren»: Chase-Bank in Wilmington, Delaware.



Essay

## Kurzfristige Optik

Der Bankenstreit zwischen den USA und der Schweiz ist linken Politikern willkommener Anlass zur Zerlegung jener Branche, deren Steuererträge sie sonst so gern und freudig abschöpfen.

Von Thomas Matter

**K**ritik am schweizerischen Finanzplatz und Kan dessen Akteuren ist durchaus erwünscht und kann helfen, sinnvolle Lehren aus tatsächlichen Fehlern zu ziehen. Völlig unangebracht und nicht zielführend ist aber die gegenwärtige Empörung mancher Demonteure des Finanzplatzes. Scheinheilige Linke fordern eine «Weissgeldstrategie», machen aber fröhlich mit, wenn es um die Budgetierung von Verrechnungssteuereinnahmen von je 3,7 Milliarden Franken für die nächsten drei Jahre geht. Die SP verlangt «ultimativ einen Kurswechsel des Finanzplatzes» und nutzt die Schützenhilfe der USA für ihr altes Ziel, das Bankgeheimnis abzuschaffen. SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer hat folgerichtig «kein Problem mit dem automatischen Informationsaustausch». Eine «Weissgeldstrategie» sei lediglich «Pflästerlipolitik», meint Unia-Gewerkschafter Corrado Pardini und arbeitet an einer neuen finanzplatzfeindlichen Bankeninitiative. Denn der Finanzplatz habe sich in den letzten Jahren zum «Erdbebengebiet» entwickelt.

### Höchste Standards der Welt

Was die Linke als «Erdbebengebiet» bezeichnet, erbrachte in den letzten Jahren Steuerleistungen von 14 bis 18 Milliarden Franken pro Jahr, also 12 bis 15 Prozent der gesamten Steuereinnahmen. Die Verrechnungssteuereinnahmen von nicht zurückgeforderten Quellensteuern betragen in den letzten zwanzig Jahren 75 Milliarden Franken. Alle diese Abgaben haben die Linken zwar ohne Dankeschön, aber umso selbstverständlicher eingestrichen, um damit die explodierenden Ausgaben für die soziale Wohlfahrt zu finanzieren. Der Schweizer Finanzplatz ist mit einem Anteil von 27 Prozent Weltmarktführer in der grenzüberschreitenden Vermögensverwaltung und betreute im Jahr 2010 immerhin 2100 Milliarden US-Dollar. 232 000 Beschäftigte leben direkt von den Finanzdienstleistungen, weitere 300 000 Beschäftigte profitieren indirekt davon.

Der entgegen den in- und ausländischen Miesmachern nach wie vor intakte Ruf unseres Finanzplatzes basiert auf der ungewöhnlichen Stabilität der hiesigen Politik und Wirtschaft und einer vergleichsweise nachhaltigen, konservativ betriebenen Vermögensverwaltung. Wegen des ständigen Vorwurfs von Geldwäscherei und Steuerflucht wurden die

Schweizer Banken bereits vor Jahrzehnten verpflichtet, bei sämtlichen Konten die wirtschaftlich Berechtigten zu ermitteln. 1998 wurde zudem ein strenges Anti-Geldwäscherei-Gesetz erlassen. Bezüglich der Sorgfaltpflichtauflagen erfüllt die Schweiz zusammen mit Hongkong heute die höchsten Standards der Welt. Aktive Beihilfe zur Steuerhinterziehung ist unseren Bankern längst untersagt.

Das Hauptproblem im gegenwärtigen Steuerstreit mit den USA bildet ein unterschiedli-



Rechtssicherheit durchsetzen: Finanzplatz.

ches Rechtssystem. Gerade wegen der über Jahrzehnte bewährten schweizerischen Rechtsprechung und Rechtssicherheit erwuchs das internationale Vertrauen in unseren Finanzplatz und damit der Kapitalfluss in unser Land. Dies führte zu einer gesunden Währung mit vergleichsweise starkem Franken und tiefen Zinsen. Diese sind wiederum dafür verantwortlich, dass sich die Unternehmen billiger finanzieren können und dass die Bürger tiefere Mieten und Hypothekensätze bezahlen müssen. Gerade ein Kleinstaat, der auf seiner Seite immer nur das Recht, aber nie die Macht hat, muss mit allen verfügbaren Mitteln auf

Rechtssicherheit bestehen. Eine rückwirkende Rechtssetzung, wie sie 2009 beim Staatsvertrag mit den USA zugelassen wurde, zerstört das Vertrauen. Gewiss: International tätige Schweizer Banken könnten wahrscheinlich auch ohne Bankkundengeheimnis existieren – der Finanzplatz würde aber im Inland eine gewaltige Schrumpfkur erleiden. Der Schutz der Privatsphäre statt die Schaffung gläserner Bürger bleibt das Gebot der Stunde. Dazu bildet die anonym gestaltete Abgeltungssteuer die beste Lösung für die Zukunft. Wer wie die Linke das Bankgeheimnis auflösen will, muss den Umverteilungsstaat redimensionieren, die Staatsquote senken und Arbeitsplatzverluste in Kauf nehmen.

### Wo sind die Gewinnertypen?

Es wäre darum höchste Zeit, dass Bundesrat, Parlament, Parteien und Bankiervereinigung zusammenstehen und mit einer Stimme sprechen. Denn es geht hier nicht um Einzelinteressen, sondern um die Durchsetzung unseres Rechtsstaates. Wir dürfen nicht hinnehmen, dass entgegen allen Regeln der Unschuldsvermutung heute eine Bank nur schon durch eine amerikanische Anklageerhebung vernichtet wird. Wenn wir unsere Gesetze ändern und das Bankkundengeheimnis preisgeben wollen, kann dies auf demokratischem Weg geschehen. Nur müssten den Bürgerinnen und Bürgern alle Konsequenzen aufgezeigt werden und müssten diese damit leben können.

1983 wurde der in Zug wohnhafte Rohstoffhändler Marc Rich von einem gewissen Staatsanwalt Rudolph Giuliani mit dem üblichen theatralischen Klamauk als «grösster Steuerbetrüger in der Geschichte der USA» angeklagt. Der damalige Bundesrat bewies Rückgrat und verweigerte eine Verfügung auf Aktenherausgabe als völkerrechtswidrig. 2001 wurde Marc Rich von US-Präsident Bill Clinton begnadigt. Stellvertretend für die damals noch feste Haltung des Bundesrates mag die Devise von Kurt Furgler stehen: «Nöd lugg loo gwünnt!» Wo sind heute die hartnäckigen Vertreter der Schweizer Interessen? Wo sind heute die Gewinnertypen im Bundesrat?

Thomas Matter ist Inhaber der Matter Group AG, Verwaltungsratspräsident der Neuen Helvetischen Bank und Gründer der Interessengemeinschaft Schweizer Unternehmer gegen wirtschaftsfeindliche Initiativen.



# Exit Hellas

Bisher lautete die Logik der Regierungen und Notenbanken in Sachen Schuldenkrise: Scheitert Griechenland, so scheitert der Euro und scheitert Europa. Nun beginnt das Dogma zu wanken. Ein Kenner unterstellt gar, dass man mit den neuen Sparauflagen Athen aus Europa rauskeln will. *Von Urs Gehriger*

Wer vor lauter Apathie nicht mehr hinschaut, wenn die «Tagesschau» aus Athen berichtet, dem sei hier nachgetragen: Das griechische Parlament hat am Sonntag einem neuen Rettungspaket der internationalen Kreditgeber im Umfang von 130 Milliarden Euro zugestimmt. Mit den üblichen Begleiterscheinungen, die diesmal allerdings etwas heftiger ausfielen (143 Verletzte, 45 abgebrannte Gebäude). Niemand wagt, zu behaupten, dass sich dadurch die Schlinge um den griechischen Hals auch nur um einen Millimeter lockern wird. Im Gegenteil. Beinahe obsessiv beschäftigt sich Europas Polit-Elite mit dem ausgezehrten Inselstaat.

Für die Protagonisten in Euro-Land hat die Agonie Griechenlands bei allem Ärger auch etwas Praktisches. Sie lenkt von den anderen Krisenherden ab. So war es auch beim Treffen der Finanzminister letzte Woche. Journalisten wurden mit Details zum griechischen Sparpaket abgefüttert, da ging vor lauter Geschäftigkeit unter, dass sich ein Kameramann an einem Ort postierte, wo er eigentlich nichts zu suchen hatte. Er filmte Deutschlands Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU). In einer vertraulichen Unterhaltung mit seinem portugiesischen Kollegen Vitor Gaspar stellte er dessen Land weitere Finanzhilfen in Aussicht. «Wir wären dazu bereit», so Schäuble. «Das würden wir sehr schätzen», bedankte sich Gaspar. «Keine Ursache», quittierte Schäuble. Zuerst jedoch müsse Griechenland hart angepackt werden. «Denn», so Schäuble weiter, «meine Abgeordnetenkollegen im Parlament und die öffentliche Meinung in Deutschland glauben nicht, dass wir es ernst meinen.»

Das portugiesische Fernsehen sendete die Sequenz postwendend; kurz darauf tauchte sie auf dem Internetportal Youtube auf. Berlin reagierte gereizt. Es verstosse gegen journalistische Standards, bei Auftaktbildern von Treffen private Gespräche heimlich mitzuschneiden. Schäubles Zorn ist nachvollziehbar. Seine Worte waren die ersten öffentlichen Äusserungen eines hochrangigen EU-Politikers, die belegen, dass Portugal trotz beträchtlicher Anstrengungen längst nicht aus dem Schneider ist. Und sie dokumentieren, dass dem deutschen Zucht- und Zahlmeister sehr wohl bewusst ist, wie wenig Rückhalt die offizielle EU-Politik im eigenen Volk hat.

Der Unmut hat einen Grad erreicht, dass er Politikern bemerkenswerte Ideen entlockt. So forderte CSU-Chef Horst Seehofer am Sonntag, Fragen zur Euro-Rettung künftig dem

deutschen Volk zur Abstimmung vorzulegen. Zu einem solchen Schritt ist Schäuble freilich nicht bereit. Verständlich, denn wie sollte er dem Souverän in einem Abstimmungskampf etwas schmackhaft machen, woran er selbst nicht mehr wirklich glaubt?

## Kollaps der Parteien

Griechenland sei ein «Fass ohne Boden», sagte Schäuble am Vorabend der Entscheidung zum Sparpaket der *Welt am Sonntag* und stellte sich auf ein mögliches Ausscheiden des Landes ein. Athen müsse seine Hausaufgaben machen, um wettbewerbsfähig zu werden. Aber dies, so räumte er ein, könne auch ausserhalb der Währungsgemeinschaft geschehen.

Die neusten Zahlen für das Jahr 2011 machen deutlich, weshalb selbst ein Schäuble plötzlich Udenkbares ausspricht. Griechenlands Wirtschaftsleistung stürzte um sieben Prozent ab – doppelt so viel, wie erwartet. 60 000 Kleinbetriebe gingen seit letztem Sommer bankrott. Die Arbeitslosigkeit sprang auf 20,9 Prozent und hat die psychologisch delikate Marke von einer Million Menschen durchstossen.

Zu allem Übel für die Eurokraten stehen in Athen nun auch noch Wahlen an. Um «Kontinuität» zu erzwingen, greift Brüssel in die Trickkiste. Es nimmt nicht nur die aktuelle griechische Regierung in die Pflicht, sondern

auch die Spitzen der führenden Parteien. Schriftlich sollen sie garantieren, dass sie sich auch nach dem Urnengang im April an die rigiden Sparauflagen halten werden. Das Szenario entbehrt nicht bitterer Ironie: Just an dem Ort, wo sich ein Volk (demos) erstmals die Macht (kratos) erkämpfte, hebeln fremde Herrscher den Souverän aus.

Das griechische Volk allerdings wird den Plan wohl durchkreuzen. Bereits hat es den eigenen Polit-Eliten, die mit Brüssel paktieren, den Rücken gekehrt. Die einst dominierende Pasok-Partei ist regelrecht kollabiert. Von 47 Prozent auf 8 Prozent ist sie in der Wählergunst eingebrochen. Und die Nea Dimokratia ist auf 18 Prozent geschrumpft. Griechenlands Wähler haben sich an die Ränder verflüchtigt; nach ganz rechts und in die extreme Linke, wie einst die Deutschen unter der Deflationspolitik Heinrich Brünnings, des letzten Kanzlers der Weimarer Republik.

Auch Schäuble und seine Euro-Land-Kollegen studieren Statistiken und Umfragen. Sie wissen, dass Griechenland die verordnete Rosskur nicht durchstehen wird. «Es gibt nur eine Möglichkeit, die neuen Forderungen der Euro-Minister zu interpretieren», sagt Jeremy Warner, einer der führenden Wirtschaftsanalysten Englands. «Sie versuchen jetzt absichtlich, Griechenland aus dem Euro zu stossen.» ○



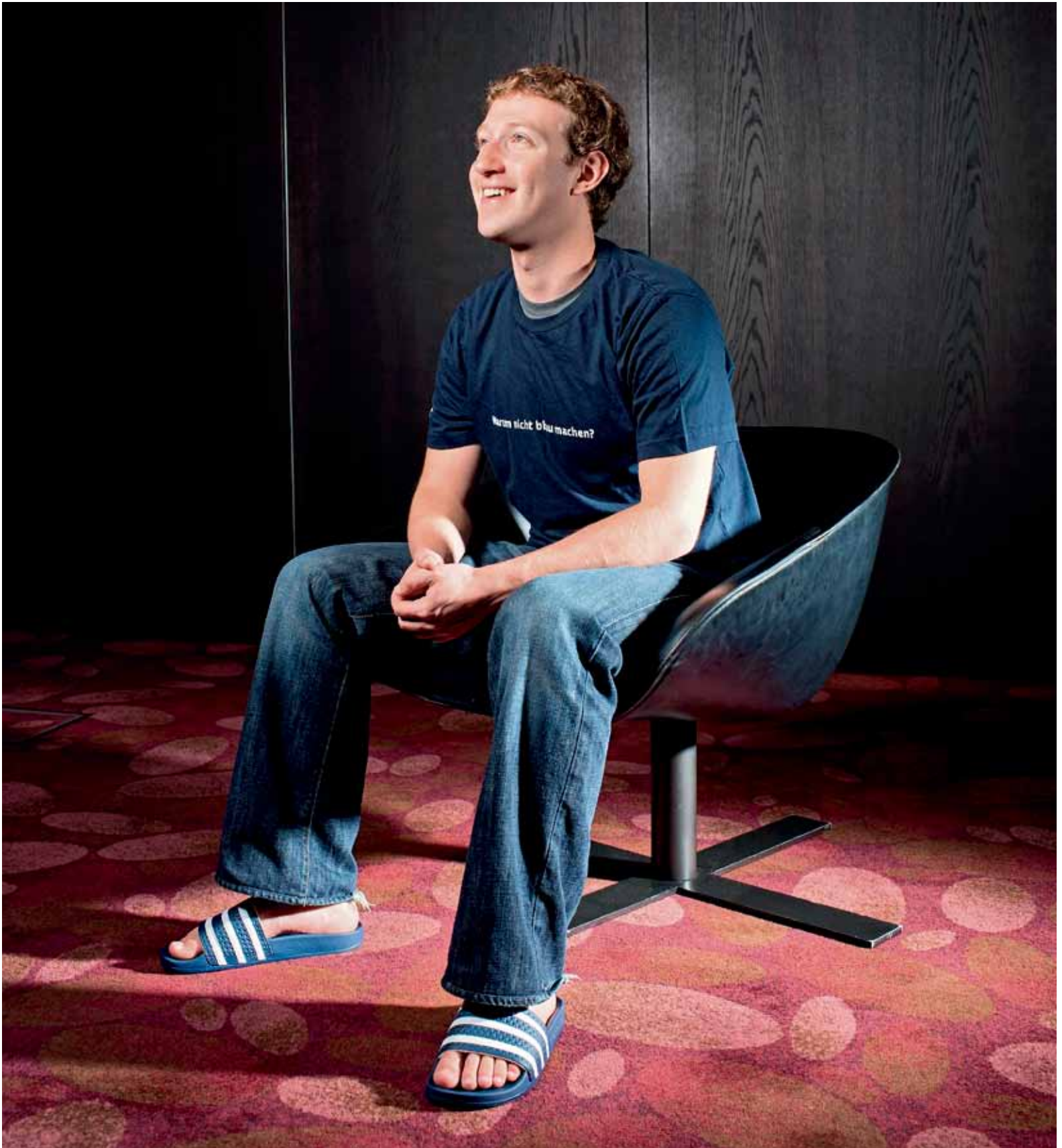
An die Ränder verflüchtigt: Anti-EU-Demonstranten in Athen.

---

# Noch zwei Plätze hinter dem Papst

---

Kurz vor dem Börsengang kommt die Dynamik bei Facebook ins Stocken. Das Internet-Imperium des Firmengründers Mark Zuckerberg steht vor der Aufgabe, sich als verlässliche Renditemaschine zu etablieren. Das wird nicht einfach. *Von Dirk Rheker*



«Egozentrischer Halb-Autist»: Unternehmer Zuckerberg, 27.



Noch gar nicht lange ist es her, da wurde Mark Zuckerberg in der Wirtschaftspresse und den einschlägigen Internetforen gerne als arroganter Schnösel dargestellt, als verkapptes Genie, das mit Kapuzenjacke nachts durch die Klubs zieht. Heute präsentiert sich der Facebook-Gründer als seriöser, wortgewandter Manager. Was dringend nottut: Wer will schon in ein globales Unternehmen investieren, dessen Chef mit Badeschlappen durch die Teppichetagen schlurft?

Tatsächlich hat die mediale Verpuppung unter den Internet-Granden Amerikas eine lange Tradition. Fast so, als habe Madonna mit ihrem Postulat vom «Reinvent yourself» beim Silicon Valley Patin gestanden. Als William Henry – kurz: Bill – Gates als Neunzehnjähriger erstmals im Scheinwerferlicht reüssierte, tat er dies als pubertärer Programmierer, als Archetypus eines verschrobene Nerds. Später, als sich der atemberaubende Erfolg von Microsoft abzuzeichnen begann, wandelte sich das Bild hin zum ruchlosen Unternehmer und gelegentlich grössenwahnsinnigen Software-Mogul, der die Weltherrschaft anstrebte. Inzwischen wird Gates als altersmilder Spender seines Milliardenvermögens wahrgenommen, das er zur Förderung von Gesundheitsprojekten in Afrika und Asien einsetzt.

Wohl nur Steve Jobs erlebte in der jüngeren amerikanischen Unternehmensgeschichte eine ähnlich drastische Metamorphose. Bei ihm reichte die Spannweite vom Software-Flegel bis hin zum Hohepriester des digitalen Zeitalters, der seine Jünger in gottesdienstartigen Veranstaltungen mit den neuesten Produkten des Hauses Apple beglückte.

Spätestens seit dem Start von David Finchers Film «The Social Network», der Mark Zuckerberg vor zwei Jahren als egozentrischen Halbautisten mit einem gehörigen Schuss krimineller Energie darstellte, sah sich der Facebook-Chef einem gewaltigen Imageproblem gegenüber. Regisseur David Fincher präsentierte Zuckerberg (gespielt von Jesse Eisenberg) damals als unfreundlichen Egozentriker, ein nerdiges Computergenie ohne jegliche soziale Intelligenz und Freunde. Dabei sind gerade soziale Kontakte und Anerkennung sein grösstes Ziel, dessen Erreichung aber sein arroganter Charakter im Wege steht. Deutlich wird das bereits in der Eröffnungsszene, als seine Freundin ihm völlig zu Recht den Laufpass gibt.

Und ausgerechnet dieser asoziale Einzelgänger schafft es, aus der Idee des grössten sozialen Netzwerks der Welt ein milliarden-schweres Unternehmen zu gründen. Die Frage bleibt: Muss man, um mit Anfang zwanzig zu einem der reichsten Männer der Welt zu werden, zumindest teilweise ein Widerling sein?

Elliot Schrage versucht uns seit ein paar Jahren vom Gegenteil zu überzeugen. Er ist der Hauptverantwortliche für den rasanten Imagewandel, den Zuckerberg vor unseren staunenden Augen durchlaufen hat. 2008

wechselte der PR-Experte von Google zu Facebook. Und konstruierte seinen Chef von Grund auf neu. An erster Stelle stand ein intensives Medientraining, dessen Erfolg sich schon nach kurzer Zeit einstellte. Stammelte Zuckerberg früher bei Interviews, vermittelt er heute bei öffentlichen Auftritten unaufgeregt seine Botschaft. Schrage gelang es, parallel zum Filmstart von «The Social Network», ein überaus positives Porträt Zuckerbergs im *New Yorker* zu platzieren. Es folgte ein Auftritt in der Oprah-Winfrey-TV-Show, in der Zuckerberg eine 100-Millionen-Dollar-Spende für das heruntergekommene Schulsystem in Newark im Bundesstaat New Jersey verkündete. Ein Narr, wer da an einen Zufall glauben mochte.

Die Neuinszenierung scheint gelungen: 2010 wählte ihn das Magazin *Time* zur Person des Jahres, und *Forbes* setzte ihn auf Rang neun der mächtigsten Menschen der Welt, nur zwei Plätze hinter dem Papst. Doch entspricht das neue Bild des seriös gewordenen Chief Executives tatsächlich der Wirklichkeit? Und ist es vor allem glaubwürdig? Ein Blick in die Vergangenheit gibt kaum Aufschluss. Anders als bei anderen Unternehmern fanden die Biografen kaum nennenswerte Begebenheiten oder Anekdoten aus Mark Zuckerbergs Kindheit und Highschool-Zeit. Allenfalls seine In-sich-Gekehrtheit selbst unter Freunden und seine «linkische Haltung» ist vielen seiner Zeitgenossen in Erinnerung geblieben.

### «I'm CEO, Bitch!»

Das zweitälteste von vier Kindern eines Zahnarztes und einer Psychologin zeigte schon früh seine Leidenschaft für Computer – mit zehn Jahren soll er ein internes Computernetzwerk zwischen der elterlichen Praxis und den Familiencomputern aufgebaut haben. Beruflich ging er aber zunächst nicht den Weg des Programmierers, sondern trat in die Fussstapfen seiner Mutter und nahm 2002 ein Psychologiestudium an der Eliteuniversität Harvard auf. Als Student entwickelte er im Jahr 2003 das Projekt «Facemash», das ein Bewertungssystem für Studenten am Campus werden sollte. Fotos von Studentinnen wurden im Rahmen des Programms einander zufällig gegenübergestellt – Nutzer konnten dann die Attraktivität der Personen bewerten. Ein studentischer Jux, mehr nicht. Da sich Zuckerberg unberechtigt Zugriff auf die Fotos verschafft hatte, zog er die Seite nach zahlreichen Protesten wenige Tage später zurück.

Ein Jahr später entwickelte Zuckerberg die Facemash-Idee weiter und gründete Facebook. Das Portal war zunächst auf den Campus in Harvard begrenzt, wurde aber bereits in kürzester Zeit so beliebt, dass es auf weitere Universitäten, Highschools und Unternehmen ausgeweitet wurde und schliesslich für jedermann zugänglich war.

Der Film «The Social Network» beschreibt, wie Jahre später Eduardo Saverin, die Zwillin-

ge Cameron und Tyler Winklevoss sowie Divya Narendra behaupteten, Zuckerberg habe die Facebook-Idee von ihnen geklaut oder sie beim gemeinsamen Projekt ausgebootet. Mühsig, identifizieren zu wollen, wer der Gute und wer der Böse in diesem Spiel war. Wer konnte damals schon ahnen, dass aus dem studentischen Spass ein Projekt entstehen würde mit dem Potenzial, aus den Beteiligten über Nacht Milliardäre zu machen.

Dass in der Anfangsphase von Facebook Visitenkarten kursierten, auf denen Zuckerberg vermerkte: «I'm CEO, Bitch!» – es sei ihm als spätpubertäre Geschmacklosigkeit vergeben. Dass der Facebook-Chef einst die Tatsache, mehr als 4000 E-Mail-Adressen und Fotos von Harvard-Studenten gesammelt zu haben, mit den Worten kommentierte: «Die Leute vertrauen mir halt. Was für Trottel!» – es kann als verbaler Ausrutscher eines jungen Mannes gewertet werden, der kurzfristig die Bodenhaftung verlor. Heute bereut Zuckerberg diese Äusserungen: «Wenn du einen Dienst betreibst, dem viele Leute vertrauen, dann solltest du eine gewisse Reife haben, oder?», sagte er in einem Interview. Und: «Ich denke, ich bin gereift.»

Dass Facebook, welches zwischenzeitlich immer mehr Standardeinstellungen von privat auf öffentlich umgestellt hatte, unter Protest der Fangemeinde wieder grösseren Schutz ermöglichte – mag auch dies ein Zeichen dafür sein, dass der Unternehmenschef reifer geworden ist? Oder nur zähneknirschende Kapitulation vor einem wütenden Cybermob? Wirkliches Verständnis für das Bedürfnis der Facebook-User, Dinge vor der Welt geheimzuhalten, scheint Zuckerberg jedenfalls nur bedingt aufzubringen.

«Die Zeiten, in denen man für seine Kollegen ein anderes Image pflegt als für andere Menschen, die man kennt, werden nicht mehr lange andauern», wird er im Buch «The Facebook Effect» zitiert. «Zwei Identitäten zu haben, zeigt, dass es einem an Integrität mangelt.» Aus dem Mund eines jungen Mannes, der vom arroganten Bürschchen zum vorbildhaften Chief Executive mutiert sein will, klingt derlei ausgesprochen irritierend. Der Werbewirtschaft ist das egal, sie liebt Zuckerbergs Vision vom gläsernen Menschen. Und sieht in Facebook die derzeit beste Plattform für ihre Kampagnen im Internet.

Das Kapital sind die Daten seiner über 800 Millionen Mitglieder – und Werbung die Erlösquelle Nummer eins. Wichtigstes Geschäftsfeld ist dabei das so genannte Self-Serve Advertising, eine Plattform, auf der jedermann Werbung bei Facebook schalten kann. Der Vorteil für die Werbekunden: Es fallen keine Kosten für Agenturen oder andere Mittelsmänner an. Ausserdem sind Streuverluste ausgesprochen gering, schliesslich füttert jeder der User die Nutzerdatenbank von Facebook mit dem eigenen Profil und seinen spezifischen Interessen – und das sogar kostenlos. >>>

Für grosse Werbekunden hat Facebook die sogenannte Facebook Ads API entwickelt, eine Programmierschnittstelle, mit der die Kunden mit Hilfe von externer Software Werbung schalten und verwalten können. Ein weiteres wichtiges Werbeelement sind die «Engagement Ads», bei denen man «Fan» einer bestimmten Marke oder eines Produktes werden kann. In dieser Anzeigeart, die auf der Homepage der Nutzer erscheint, sollen Videos, Fotos, Umfragen oder auch Events die Nutzer zum Klick animieren. Gerade hier greifen die Prinzipien des vernetzten Vertrauens und des Multiplikator-Effekts. Klickt ein Nutzer auf solch eine Anzeige, erfahren alle virtuellen Freunde unmittelbar in ihrem Newsfeed auf ihrer Facebook-Homepage davon.

Zusätzliche Umsätze generiert Facebook seit ein paar Jahren, indem es Umsatzbeteiligungen von Drittanbietern einfordert, die ihre Dienste – wie beispielsweise zahlreiche Social-Gaming-Anbieter – bei Facebook einbinden.

Insgesamt machte Facebook im vergangenen Jahr über diese Kanäle einen Umsatz von fast vier Milliarden Dollar. Jedes Foto, jeder Kommentar, jede Freundschaft ist gut fürs Geschäft. Und die Zukunft scheint rosig: Soziale Suche oder *social search* gilt seit langem als die nächste Evolutionsstufe von Suchmaschinen. Gerade hier hat Facebook im Vergleich mit Google die Nase vorn: Während Googles Suchmaschinen-Algorithmus im Wesentlichen auf der Verlinkung von Websites untereinander basiert, schreiben die Facebook-Mitglieder nicht nur über ihr Leben, sondern sie bewerten und kommentieren jeden Tag Webinhalte. Findet ein Facebook-Nutzer etwas gut, so drückt er den «Like-Button».

Auf Tausenden Websites, von «Hilton»-Hotels bis zum Detailhandelsunternehmen Migros, prangt der Facebook-Button inzwischen. Klickt man drauf, werden weitere Nutzerdaten an Facebook übermittelt. Kritikern wird das zusehends unheimlich. Der Konzern, der die Menschheit scannt, scheint vielen in der Netzgemeinde alles andere als harmlos. «Das allgemeine Empfinden ist, dass wir Facebook nicht mehr trauen können», schreibt der bekannte Tech-Blogger Robert Scoble. Der deutsche *Stern*-Journalist Hans-Ulrich Jörges hält Facebook gar für ein «Imperium mit Totalitätsanspruch». Seine Maximalforderung: «Raus aus Facebook!»

Noch mehr Gegenwind könnte dem ätherischen Freundschaftsnetzwerk demnächst entgegenblasen, wenn es sich in Richtung Wall Street begibt und den grössten IT-Börsengang aller Zeiten aufs Parkett legt. Bei der Emission der Aktien wolle Facebook fünf Milliarden Dollar Erlösen, hiess es in den der Börsenaufsicht vorgelegten Unterlagen. Natürlich lohnt sich der Schritt vor allem für Zuckerberg selbst, besitzt er doch gut 28 Prozent der Aktien von Facebook. Bei einem möglichen Börsenwert von 100 Milliarden Dollar

würde ihn das zum 28-fachen Milliardär machen.

Einmal an der Börse, müsste Facebook allerdings die Gier nach dauerhafter Rendite befriedigen. Auf Biegen und Brechen. Den Facebook-Usern könnte die Jagd nach den Werbeeinnahmen schnell unangenehm werden. Und ihre liebste Kommunikationsplattform schnell das Image des philanthropischen Projekts verlieren. «Facebook wurde ursprünglich nicht erfunden, um ein Konzern zu sein», schrieb Zuckerberg zuletzt noch in einem seiner Investorenbriefe. «Wir schaffen keine Dienste, um Geld zu verdienen. Wir verdienen Geld, um bessere Dienste zu schaffen.»

Eine hehre Botschaft, die in der ausschliesslich am schnöden Mammon interessierten Finanzwelt freilich nicht gut ankommen dürfte. Immerhin: Die fünf Investmentbanken, die den Börsengang eingefädelt haben, wird die Facebook-Emission fürstlich entlohnen: Morgan Stanley, JP Morgan Chase, Goldman Sachs, Bank of America-Merrill Lynch, Barclays Capital und

---

## Den Facebook-Usern könnte die Jagd nach den Werbeeinnahmen schnell unangenehm werden.

---

Allen & Company dürften sich über Erlöse von deutlich über 100 Millionen Dollar freuen.

Was aber denken die *movers and shakers* der Wall Street wirklich über einen, der etwa das Vorgehen von Hackern als soziale Mission versteht, um die Welt offener und vernetzter zu machen? Wie fühlen sie sich am Verhandlungstisch mit einem 28-jährigen Peter Pan des Internets, der sich mit dem Erwachsenwerden schwertut? Braucht Mark Zuckerberg eine graue Eminenz, die im Hintergrund die Fäden zieht, während der flamboyante Gründer für die Aussendarstellung zuständig zeichnet?

Einen Business-Veteranen, der weiss, wie man die Investoren bei Laune hält, während der Chef sich auch schon mal verbale Ausrutscher erlauben darf? Jemanden wie Mike Maples, der in den Neunzigern sieben Jahre lang zum Microsoft-Topmanagement um Bill Gates gehörte und damals als väterlicher Gegenpart des oft kindlich wirkenden Bill Gates galt, der die spontanen Visionen des Firmengründers in kommerziell erfolgreiche Produkte umsetzte? Oder jemanden wie Eric Schmidt, den die Google-Gründer Larry Page und Sergey Brin quasi als Familienoberhaupt in die Firma holten und dem es gelang, Google den Weg von einem aufstrebenden Internetsuchunternehmen zu einem breitaufgestellten Technologiekoloss zu ebnet? Auch beim Internetkonzern Yahoo hatte man ja – am Ende erfolglos – auf dieses Prinzip gesetzt, als man 2009 Carol Bartz anheuerte und darauf hoffte, dass die kampferprobte Software-Managerin den jahrelangen Niedergang des Konzerns würde stoppen können.

Insider behaupten, Mark Zuckerberg habe in Sheryl Sandberg längst jenen Typus von «Kinderärztin» gefunden, den Facebook braucht, um sich auch nach dem Börsengang erfolgreich am Markt und – mindestens ebenso wichtig – an den Finanzmärkten durchsetzen zu können. Die Nummer zwei bei Facebook ist die ehemalige Stabschefin des US-Finanzministers Larry Summers. Bei Facebook heisst es intern, ihr Ausscheiden sei eines der grössten möglichen Risiken für das Unternehmen. Die 42-jährige Mutter von zwei Kindern ist als Chief Operating Officer dafür zuständig, dass die Zahlen stimmen und das Geschäft wächst. Sie sorgt mit dem Sinn fürs Praktische dafür, dass Zuckerbergs Ideen in die Realität umgesetzt werden. Und das mit Gewinn.

## Nachlassendes Wachstum

Mark Zuckerberg verpflichtete die langjährige Google-Managerin vor vier Jahren. Bei ihrem vorherigen Arbeitgeber hatte sie eigentlich ins Topmanagement aufsteigen wollen, doch ihre Karriereambitionen erfüllten sich nicht. So war sie offen für neue Herausforderungen, als sie auf Zuckerberg traf. Das geschah im Frühjahr 2008 – das Netzwerk hatte gerade einmal rund 66 Millionen Mitglieder. Jetzt sind es laut Börsenprospekt 845 Millionen. Dass Facebook diesen Sprung scheinbar mühelos bewältigte, gilt entscheidend als Sandbergs Verdienst.

Eines steht allerdings auch fest: Auf die Mega-Managerin allein wird sich Mark Zuckerberg nicht verlassen können. Auch er, der im Laufe seiner rasanten Karriere mehr als nur zwei Identitäten hatte, wird sich spätestens mit dem Börsengang wieder einmal neu erfinden müssen. Diesmal als seriöser und ernstzunehmender Unternehmenschef. Als einer, der in der Lage ist, einen Weltkonzern zu führen. Der den Renditehunger von Goldman Sachs und Co. befriedigen kann. Und den Investoren Quartal für Quartal Rede und Antwort steht. Das wird schwer genug.

Facebook, so lief es jüngst über die Nachrichtenticker, verliere kurz vor dem geplanten Börsengang an Wachstumsdynamik in wichtigen Industrieländern – die Verweildauer der User stagniere. Nach Berechnungen des Marktforschungsunternehmens Comscore sei die Verweildauer auf Facebook, gemessen am Anteil an der gesamten Online-Zeit der Internetnutzer, in den Vereinigten Staaten im vergangenen Jahr nicht mehr gewachsen.

Viele sehen sich bereits dunkel an frühere Dramen der New Economy erinnert. «Ist der Facebook-Börsengang der Beginn einer neuen Tech-Blase?», fragt der Wirtschaftskanal CNBC vorsichtig. Könnte Facebook tatsächlich die Luft ausgehen? Die Aufmerksamkeit seiner User ist schliesslich sein grösstes, ja einziges Kapital.

Mark Zuckerberg dürfte angesichts dieser Nachricht so kurz vor dem Börsengang nur eines empfunden haben: «Gefällt mir nicht.» O



# Angekratztes Monument

In der Affäre Philipp Hildebrand tat die Schweizerische Nationalbank (SNB) alles, um ihre Glaubwürdigkeit zu zerstören. Neue Details zeigen, wie sich die SNB zur Komplizin ihres fehlbaren Präsidenten machte. *Von Florian Schwab*

Der Fall Hildebrand ist für die meisten Medien bereits ad acta gelegt. So gab es kaum ein Echo, als das *St. Galler Tagblatt* vergangene Woche enthüllte, dass der Zürcher PR-Berater Jörg Denzler von der SNB gedungen worden war und nicht von Hildebrand persönlich, wie in den Medien verschiedentlich behauptet worden ist. Das Mandat Denzlers beinhaltete laut eigener Aussage im *Tagblatt* vom vergangenen Donnerstag, sich des Falles «im Sinne von Herrn Hildebrand» anzunehmen.

Hat die SNB ihrem Präsidenten eine persönliche Reinwaschkampagne bezahlt? Über die Kosten der Dienstleistungen schweigt sich SNB-Sprecher Walter Meier aus. Branchenkenner gehen von zehn- bis zwanzigtausend Franken aus. Die SNB gesteht lediglich ein, dass Denzler den Auftrag hatte, «die Nationalbank in Kommunikationsfragen im Zusammenhang mit den Vorwürfen gegen Herrn Hildebrand zu beraten». Trotz dieser Beschwichtigungsübung ist es eine Tatsache, dass die Verteidigungsstrategie darauf ausgerichtet war, die Haut von Philipp Hildebrand zu retten und nicht den Ruf der SNB. Es ergeben sich Parallelen zu dem Gefälligkeitsgutachten, welches der Bankrat bei Pricewaterhouse Coopers (PwC) in Auftrag gab und dessen Kosten auf rund 100 000 Franken geschätzt werden. Auch hier ging es nicht darum, herauszufinden, was tatsächlich geschehen war. Ziel war es, aus Hildebrands handverlesenen Halbwahrheiten den Sachverhalt so darzustellen, dass unter dem Namen PwC die Absolution erteilt werden konnte.

PR-Berater Denzler wurde der SNB über Hildebrands persönlichen Anwalt Peter Nobel bereits «in der Woche vor Weihnachten» (SNB-Sprecher Meier) vermittelt. Das zeigt, dass sich die SNB von Anfang an mit ihrem durch eigenes Handeln untragbar gewordenen Präsidenten solidarisierte. In kniffligen Wirtschaftsfällen pflegt Anwalt Nobel stets mit PR-Berater Denzler zusammenzuarbeiten.

Hildebrand selbst war der Dreh- und Angelpunkt der SNB-Verteidigungsstrategie. An der juristischen Front wirkte Anwalt Peter Nobel, von Hildebrand bezahlt, und an der Öffentlichkeitsfront wirkte sein Partner Denzler, von der SNB bezahlt. Diese merkwürdige Konstruktion zeigt, dass die Interessen der SNB und ihres Präsidenten nicht sauber getrennt waren. Laut PR-Berater Denzler gab es am Anfang auch keinen Widerspruch zwischen den Belangen der SNB und den Interessen Hilde-

brands. Ob sich im Laufe der Affäre ein Interessenkonflikt entwickelt habe? Kein Kommentar. Es spricht Bände, dass Denzler nach dem Rücktritt Hildebrands vom Bankrat in die Wüste geschickt wurde (wo mit Konrad Hummlers Bank Wegelin bereits ein neues Mandat wartete). Als mit dem unvermeidlichen Rücktritt Hildebrands das Kartenhaus zusammenbrach, hätte die SNB kommunikativen Beistand am dringendsten nötig gehabt.

## Hochmut der Bürokratie

Der Bankrat, der sich als Aufsichtsorgan Hildebrands vor dessen eigenen Karren spannen liess, hinterlässt ein trauriges Bild. In der Privatwirtschaft werden seit dem Swissair-Grounding die Verwaltungsräte in der Regel nach Kompetenzkriterien zusammengesetzt, während in der SNB mehr oder weniger bekannte Personen des öffentlichen Lebens ihre verdienten Glieder ausruhen.

In keinem privaten Unternehmen könnte sich der Verwaltungsrat erlauben, dem CEO nach einer höchstpersönlich verschuldeten Verfehlung auf Firmenkosten einen PR-Berater zu holen, der die Sache «im Sinne» des Fehlbaren geradezubiegen hat. Solches kann man sich höchstens als Dorfposse vorstellen, wie in Kleists «Zerbrochenem Krug». So entlarvt sich die SNB als Behörde, die im Krisenfall auf dem Niveau

eines schlechten Gemeindevorstands taktiert, mit dem Unterschied, dass ihr unbegrenzte finanzielle Mittel zur Verfügung stehen. Es fehlt nicht viel, und man müsste von Verhältnissen wie in einer Bananenrepublik sprechen.

Der Hochmut der Bürokratie hat sich in eine der wichtigsten Behörden der Schweiz gefressen. Das wurde nicht nur an der Affäre Hildebrand deutlich, sondern auch an den Bestrebungen der Nationalbank, unter dem Zauberwort «makroprudentielle Regulierung» den Banken vorzuschreiben, wie sie ihre Kredite zu vergeben haben. Diese bürokratische Anmassung hängt jetzt an Hildebrands wahrscheinlichem Nachfolger, Vizepräsident Thomas Jordan, der sich immerhin das Verdienst erworben hat, die Euro-Fehlkonstruktion früh entlarvt zu haben. Mit derselben Aufmerksamkeit sollte er sich den institutionellen Schwächen im eigenen Hause widmen, falls er tatsächlich zum Nachfolger Hildebrands gekürt wird. Die Suche nach einem Nachfolger läuft laut SNB «planmässig».

Der Bankrat ist dabei, «eine sogenannte *longlist*» der möglichen Kandidaten zu erstellen. Dass er selbst durch die sträfliche Missachtung seiner Aufsichtspflichten und den Schulterchluss mit Hildebrand untragbar geworden ist, scheint ihm nicht in den Sinn zu kommen. ○



*Handlungsbedarf*: interimistischer SNB-Präsident Jordan.

# Das Klimakatastrophensterben

Mit Fritz Vahrenholt äussert in Deutschland erstmals ein prominentes Urgestein der Umweltbewegung Zweifel an der offiziellen Klimadoktrin. Sein Buch kommt zu einer Zeit, in der die Akzeptanz der These von der globalen Erwärmung rasant schwindet. *Von Dirk Maxeiner*



*Das Klima tut, was es will – und nicht das, was von ihm erwartet wird:* Die Befürworter der menschengemachten Erwärmung werden stiller.

Debatten, die von der Politik für beendet erklärt werden, tendieren dazu, erst richtig loszugehen. Ein gutes Beispiel dafür ist der Streit ums Klima. Schon Mitte des letzten Jahrzehnts glaubte der damalige Uno-Generalsekretär Kofi Annan ein definitives Verdikt in dieser Sache aussprechen zu können: «Die wenigen Skeptiker, die immer noch versuchen, Zweifel zu säen, sollten als das gesehen werden, was sie sind: aus dem Tritt, ohne Argumente und von gestern.» Nun ist seitdem einiges geschehen. Oder besser gesagt: Es ist nicht geschehen. Es ist praktisch nicht wärmer geworden. Die Welttemperatur stagniert seit nun weit über zehn Jahren auf dem gleichen (zugegebenermassen hohen) Niveau, das vergangene 2011 eingeschlossen.

«Wir brauchen eine Erklärung», fordert Fritz Vahrenholt, «insbesondere für den Stillstand der Erwärmung.» In Deutschland wagt es damit erstmals ein prominenter Name, Zweifel an

der offiziellen Klimadoktrin anzumelden. Vahrenholt zählt zum Urgestein der deutschen Umweltbewegung und ist Autor des chemiekritischen Klassikers «Seveso ist überall». Der promovierte Chemiker war unter anderem SPD-Umweltsenator in Hamburg und zuletzt Vorstand des RWE-Tochterunternehmens Innogy, das in erneuerbare Energien investiert. Jetzt erscheint von ihm ein neues Buch mit dem eindeutigen Titel «Die kalte Sonne. Warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet».

## Kein antigrünes Buch

«Seveso ist überall» war eines der Werke, das der aufstrebenden grünen Bewegung Argumente lieferte. «Die kalte Sonne» lässt sich als Betrachtung darüber lesen, dass man beim Kampf um die vermeintlich gute Sache wahrhaftig bleiben sollte. Es ist kein antigrünes Buch. Wie die meisten Klimaskeptiker war Vah-

renholt über lange Jahre in Sachen Klimakatastrophe ein «Gläubiger». Und wie die meisten ist er erst durch einschlägige Erfahrungen mit Dogmatikern vom Glauben abgefallen.

«Ich habe es nicht mehr ausgehalten», sagt er, «ich musste dieses Buch schreiben.» Als erfolgreicher Politiker und Manager ist der Mann prinzipiell leidensfähig, aber klimatisch muss der Unterschied zwischen Sein und Schein für ihn dann doch zu gross geworden sein. Den Ausschlag gab für ihn vor zwei Jahren die Climategate-Affäre um führende Forscher des Uno-Klimarates IPCC. Deren gehackter E-Mail-Verkehr offenbarte, dass die Leitwölfe der Klimaforschung dissidente Forscher systematisch ausgrenzten und die Verbreitung nicht opportuner Ergebnisse behinderten. Sein Vertrauen war vollends erschüttert, als sich herausstellte, dass die sogenannte Hockey-schläger-Kurve manipuliert war. Diese Grafik



spielt eine Hauptrolle in Al Gores Film «Eine unbequeme Wahrheit». Sie soll zeigen, dass die jüngste Erwärmung dramatischer verläuft als alle historischen Warmzeiten.

Im Rahmen der Climategate-Affäre wurde auch ein Schriftverkehr zwischen dem Chef der Klimaabteilung des US-amerikanischen Zentrums für atmosphärische Forschung, Kevin Trenberth, und IPCC-Kollegen bekannt. Man frage sich, schrieb Trenberth, wo die globale Erwärmung geblieben sei. «Tatsache ist, dass wir das momentane Ausbleiben der Erwärmung nicht begründen können.» Während die Granden des Weltklimarates nach aussen die Fassade der bedrohlich steigenden Temperaturen aufrechtzuerhalten versuchten, wuchsen im Inneren längst die Zweifel.

Aktuell zeigt sich nirgends jene dramatische Erwärmung, wie sie von den Klimamodellen des IPCC prognostiziert wurde – egal, welche der verschiedenen Messreihen man nimmt. Und dies trotz weiter munter ansteigender Kohlendioxid-Emissionen. Laut den Daten des britischen meteorologischen Dienstes Met-Office betrug der Temperaturanstieg zwischen 1997 und 2011 beispielsweise 0,051 Grad – das sind 51 Tausendstel, mithin ein Wert, der unterhalb der Messgenauigkeit liegt. Die interessantesten Beiträge zur Klimaforschung liefert somit im Moment das Klima selbst: indem es tut, was es will – und nicht das, was von ihm erwartet wird.

### Empörte Hüter des Treibhaus-Grals

Normalerweise wäre dies in der Wissenschaft Anlass, eine einmal gefasste Hypothese noch einmal kritisch zu überprüfen. Nicht so in der Klimaforschung. Erkenntnisgewinn ist hier in erster Linie gefragt, wenn er den politischen Zielen dient. Und das tut die gegenwärtige Entwicklung ganz und gar nicht. Also schlägt die Stunde von Statistiktricks und Ad-hoc-Hypothesen. So lässt sich die gegenwärtige Pause in der Erderwärmung mühelos in einen ungebrochenen Erwärmungstrend verwandeln, man muss den Betrachtungszeitraum nur lange genug in die Vergangenheit ausdehnen – am besten bis zur letzten kleinen Eiszeit, die im 19. Jahrhundert endete. Aus diesem tiefen Temperatur-Tal ergibt sich garantiert ein ungebrochener Erwärmungstrend bis zum heutigen Tage.

Der erwähnte Kevin Trenberth und einige Kollegen liefern auch ein Beispiel, wie provisorische Stützbalken zur Stabilisierung eines vom Einsturz gefährdeten wissenschaftlichen Gebäudes eingezogen werden. Sie haben die vermisste Hitze angeblich in den Ozeanen gespeichert wiedergefunden. Dank kluger Computersimulationen gehen sie nun davon aus, dass die globale Erwärmung in 300 Metern Meerestiefe gewissermassen zwischengelagert wird. Solche zyklischen Schwankungen könnten durchaus ein Jahrzehnt oder auch mehrere dauern, änderten aber nichts an der grundsätzlichen Erwärmung.

Mal angenommen, Trenberth hat recht, dann stellt sich dennoch eine Grundsatzfrage. Wenn natürliche Einflüsse, etwa der Ozeane oder der Sonne, die menschlichen Einflüsse über Jahrzehnte aussetzen können, sind sie dann nicht erheblich wirksamer, als bisher angenommen? Ist Kohlendioxid tatsächlich der das Klima bestimmende Faktor, oder reitet es nur huckepack auf den natürlichen Kräften, verstärkt also Erwärmungstrends oder mildert Abkühlungstrends? Diese Frage ist weiterhin offen, und die

### Normalerweise wäre dies in der Wissenschaft Anlass, die alten Hypothesen zu überprüfen.

Antwort hält für die von ihrer Wirkungsmacht überzeugten Menschen möglicherweise eine kosmische Kränkung bereit.

«Es kann gut sein, dass die Sonne diese Debatte alleine entscheidet, ohne die Klimaforscher», sagt Henrik Svensmark, Direktor für Sonnen- und Klimaforschung am nationalen dänischen Weltrauminstitut. Er arbeitet seit langem am Nachweis, dass die kosmische Strahlung die Wolkenbildung auf der Erde beeinflusst. Und da die Sonne je nach Aktivität und Stärke ihres Magnetfeldes mehr oder weniger kosmische Strahlung zur Erde dringen lässt, hätte sie damit einen womöglich entscheidenden indirekten Einfluss auf das Erdklima. Am Genfer Forschungszentrum Cern wurde deshalb das Experiment «Cloud» gestartet. Erste Ergebnisse bestätigen den von Svensmark angeführten Mechanismus. Generaldirektor Rolf-Dieter Heuer empfahl seinem Team allerdings, die Ergebnisse nicht zu interpretieren, weil man sich damit in die «hochpolitische Arena der Klimawandeldiskussion» begeben.

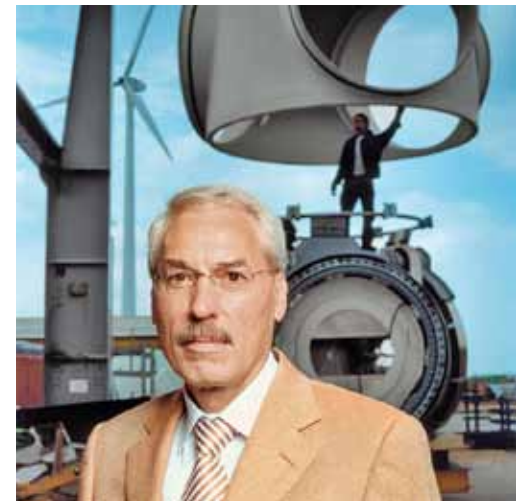
Fritz Vahrenholt vermutet in seinem Buch, dass die Sonne eine wesentlich grössere Rolle spielt, als bisher angenommen. Er hält es sogar für möglich, dass die Erde wegen der derzeit geringen Sonnenaktivität erneut einer «kleinen Eiszeit» entgegengehen könnte. In der Tat gibt es dafür Indizien. Dennoch ist die Prognose gewagt. Das Klima macht nämlich auch nicht unbedingt das, was Skeptiker von ihm erwarten.

Vollkommen erwartbar und geradezu pawlowsch sind hingegen die Reaktionen der Hüter des Treibhaus-Grals. Eine Empörungsmaschinerie treibt den «Störenfritz» (*Zeit*) und «Klima-Sarrazin» (*Taz*) durch die Feuilletons. Vahrenholts vergangene Jahre im Sold des deutschen Energiekonzerns RWE dienen als Beleg für eine finstere Industrie-Verschwörung. Die *Zeit* geht sogar noch ein bisschen weiter und rückt den Buchautor in die Nähe von «Rabulisten am rechten Rand der etablierten Politik», er befinde sich dort, «wo auch Islamhasser, deutsche Neocons und andere Verächter liberalen <Gutmenschentums> sich tummeln». Doch um Vahrenholt muss man sich keine Sor-

gen machen, er ist mit einem gesunden Selbstbewusstsein ausgestattet und mit allen politischen Wassern gewaschen. Der Zeitpunkt für sein Buch ist durchaus klug gewählt. Die Akzeptanz der These von der kommenden Klimakatastrophe schwindet in der Bevölkerung rasant, das zeigen praktisch alle Umfragen.

Diejenigen, die vom anthropogenen Klimawandel überzeugt sind, werden plötzlich vorsichtiger. Und diejenigen, die bisher ihre Zweifel eher für sich behielten, werden mutiger. In Amerika machte kürzlich Ivar Giaever, Nobelpreisträger für Physik und Obama-Unterstützer, Schlagzeilen, als er aus der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft austrat. Begründung: Deren Aussage, die These von der vom Menschen verursachten globalen Erwärmung sei «unwiderlegbar», widerspreche dem Prinzip der Wissenschaft. In die gleiche Richtung zielte ein offener Brief prominenter Techniker, Astronauten und Forscher, der in USA für Aufsehen sorgte. Überschrift: «Kein Grund zur Panik wegen der globalen Erwärmung».

Auch in der Politik ist mit dem Thema kein Blumentopf mehr zu gewinnen. Das Kioto-



«Wir brauchen eine Erklärung»: Vahrenholt.

Protokoll ist tot, die letzte Klimakonferenz in Durban war für die Sache alles andere als zielführend. Selbst die «Klimakanzlerin» Merkel ist still geworden, seit Deutschland seine Energiewende mit dem verstärkten Verfeuern von Kohle möglich macht. Es könnte deshalb sein, dass die Klimakatastrophe langfristig das gleiche Schicksal wie das Waldsterben erleidet. Als der Baumbestand Ende der neunziger Jahre entgegen den Prognosen weiterhin weite Landesteile bedeckten und sich sogar ausdehnte, verschwand das Thema allmählich aus den Medien. Man redete einfach nicht mehr darüber. Mit jedem Jahr, da es auf der Erde nicht wärmer wird, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass es mit der Klimakatastrophe genauso kommt.

Fritz Vahrenholt, Sebastian Lüning: Die kalte Sonne. Warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet. Hoffmann und Campe. 444 S., Fr. 39.90

# Architekt einer neuen Bank

Liberalisierung, EDV und amerikanische Finanzprodukte dominierten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts das Bankgeschäft. Ein Schweizer wollte die grösste Bank der Welt bauen. Marcel Ospel wurde durch die Subprime-Krise gestoppt. Teil zwei zum 150-Jahr-Jubiläum der UBS. Von René Lüchinger

Zur Zeit, als 1976 bei der Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG) der grosse Alfred Schaefer, als Ehrenpräsident dekoriert, in Pension ging, trat in Basel beim Schweizerischen Bankverein (SBV) ein junger 27-jähriger Banker in die Abteilung «Planung und Marketing» ein. Promovierter Jurist der eine: Weltgewandt und Respekt heischend, gilt Alfred Schaefer bis heute als die bedeutendste Banker-Persönlichkeit des Landes im 20. Jahrhundert, der seine SBG zur grössten Bank der Schweiz gemacht hatte.

Marcel Ospel – so hiess der andere – aus kleinbürgerlichem Milieu aus Kleinbasel stammend, hatte nach einer KV-Lehre die Höhere Wirtschafts- und Verwaltungsschule (HWV) durchlaufen mit einem Ziel vor Augen: beim Bankverein in seiner Heimatstadt einen Job als Banker zu finden. Marcel Ospel sollte durch seinen Aufstieg bis an die Spitze von SBV und UBS so etwas wie der Prototyp des Schweizer Bankiers des beginnenden 21. Jahrhunderts werden, der durch die Fusion der beiden Institute die UBS an die Spitze der globalen Finanzindustrie gestemmt hat.

Das Ehrenpräsidium, das Alfred Schaefer noch bekleiden durfte, blieb ihm freilich verwehrt – nach Milliardenverlusten auf dem amerikanischen Subprime-Markt in den Jahren 2007/08, die mit Geldern der Schweizerischen Nationalbank (SNB) und des Bundes aufgefangen werden mussten, wurde Marcel Ospel von der Eidgenössischen Bankkommission (EBK) nahegelegt, an der

UBS-Generalversammlung 2008 auf eine Wiederwahl in das Aufsichtsratsgremium zu verzichten.

Als Marcel Ospel seinen Beruf in der Finanzbranche ergriff, war das Geschäftsmodell der Banken noch eine vergleichsweise beschauliche Angelegenheit. Das Kommerzgeschäft war die unbestrittene Königsdisziplin. Das Geschäftsmodell war ein recht simples: Die Kunden trugen ihr Ersparnis in die Bank, der Bankier nahm es entgegen und verlieh es zu einem höheren Preis weiter und verdiente an dieser Marge. Beim Schweizer Branchenpri-

## 1980 wurde Ospel erstmals Zeuge einer Goldgräberstimmung auf internationalem Parkett.

mus SBG waren 1986 von den insgesamt 20 000 Angestellten noch 12 000 im Kommerzbereich tätig. Die Haupttätigkeit bestand darin, den grossen und traditionsreichen Schweizer Unternehmen von Alusuisse bis Roche Kredite für ihre industrielle Tätigkeit zur Verfügung zu stellen. In die Kommerzsparte gehörte zudem das Hypothekengeschäft, und auch das inländische Filialnetz war darin tätig.

## Die Basler im Welt-Finanzzentrum

Die Kommerzleute aus den Banken unterhielten auch beste Kontakte in die heimische Wirtschaft, manch ein Bankenvertreter sass selbstverständlich im Verwaltungsrat von In-

dustrieunternehmen, und eine solche Laufbahn galt in diesen Jahren auch als Schmiermittel für den Karriere-Lift nach oben. Ein Robert Holzach, Nachfolger Alfred Schaefers bei der SBG, hatte in dieser Hinsicht noch eine typische Bankerkarriere dieser Zeit durchlaufen. Er war Generalist, stieg innerhalb des Kreditgeschäftes auf, war ab 1966 als Generaldirektor für diesen Bereich zuständig, wurde schliesslich Präsident und Ehrenpräsident der SBG.

Ähnlich profan war das internationale Geschäftsmodell der Banken in jener Zeit. Der Bankverein war bis in die siebziger Jahre hinein die international am stärksten engagierte Schweizer Grossbank, hatte bereits 1898 in London eine erste Auslandsniederlassung gegründet, der Jahrzehnte später, 1938, eine zweite in New York folgte. Damit waren die Basler früh im Weltfinanzzentrum des beginnenden 20. Jahrhunderts an der Themse vertreten, wie auch nach dem Zweiten Weltkrieg am aufstrebenden Finanzplatz am Hudson River. Doch was grossflächig erscheinen mochte, ging keinesfalls auf eine grossangelegte Strategie zurück. Die internationale Präsenz war bis in die achtziger Jahre hinein mehr Marketing-Instrument für den zweiten Pfeiler des Geschäfts: die Bedienung der Vermögen der Reichen dieser Welt, welche ihre Gelder vor dem heimischen Fiskus mit Vorliebe in den vom Bankgeheimnis geschützten Alpenstaat transferierten.

Derweil stach Marcel Ospel während seiner ersten Jahre beim Bankverein noch eine spezi-

## 150 Jahre UBS

**1862** Winterthurs demokratischer Stadtpräsident Johann Jakob Sulzer (Bild) gründet die Bank in Winterthur.

**1863** In St. Gallen wird die Toggenburger Bank gegründet.

**1872** In Basel wird der Basler Bankverein gegründet.

**1889** Der Zürcher Bankverein nimmt die Geschäftstätigkeit auf. Eine der Gründerinnen ist die Bank in Winterthur.



**1896** Der Basler und der Zürcher Bankverein fusionieren mit anderen Banken zum Schweizerischen Bankverein (SBV).

**1898** Der SBV eröffnet als erste Schweizer Bank eine Niederlassung im Ausland (London, Bild).

**1912** Die Bank in Winterthur und die Toggenburger Bank fusionieren zur Schweizerischen Bankgesellschaft (SBG).

**1931** Der spätere SBG-Präsident Alfred Schaefer tritt in die Bank ein.



**1937** Der SBV führt als erste Grossbank eine Bildmarke mit den drei Schlüsseln (Bild) ein.

**1939** Der SBV eröffnet eine Vertretung in New York.

**1945** Die SBG verlegt ihren Hauptsitz von Winterthur und St. Gallen an die Zürcher Bahnhofstrasse 45. Die SBG übernimmt die Eidgenössische Bank, der SBV die Basler Handelsbank.

**1966** Die SBG fusioniert mit Interhandel und wird so zur grössten Bank der Schweiz.





fische Eigenart der Basler Grossbank ins Auge. Es herrschte dort eine grosse Unübersichtlichkeit von Departementen und Kommissionen, und mitunter war selbst für die Mitarbeiter nicht klar, wer denn gerade an der operativen Bankspitze sass. Der Vorsitzende der Geschäftsleitung wechselte nämlich jedes Jahr. Hinzu kam eine stark dezentrale Struktur, in der selbstbewusste Regionalfürsten ihre eigene Strategie verfolgten und nichts so sehr hassten wie eine Einmischung der Basler Zentrale. «Sie war ohne Zweifel die Bank, die am schlechtesten geführt war», urteilte Dirk Schütz in seinem Buch «Herr der UBS. Der unaufhaltsame Aufstieg des Marcel Ospel», «und damit einem karrierehungrigen Banker wie Marcel Ospel die besten Chancen bot.»

Diese Chancen kamen bald. Der Finanzplatz London hatte sich seit Ende der siebziger Jahre zu einem heissen Pflaster für sogenannte Euro-Bonds entwickelt, ein neuartiges internationales Geschäft, das auch massenweise junge, hungrige Banker anzog, die Geld verdienen wollten. In den sechziger Jahren hatte die US-Regierung ihren Banken verboten, Dollar ins Ausland zu verleihen, und die Institute behielten sich einfach damit, dass sie die Gelder nicht in New York, sondern eben in London vergaben. Als dann nach dem Ölschock in den siebziger Jahren die Scheichs im Geld schwammen und nach Anlagen in europäischen und amerikanischen Unternehmen suchten, kam das Geschäft der Euro-Bonds in Fahrt. Und mittendrin befand sich Marcel Ospel.

Mit grosszügiger zeitlicher Verspätung zum heimischen Rivalen Schweizerische Kreditanstalt (SKA) hatte auch der SBV beschlossen, in das Geschäft mit den Euro-Bonds einzusteigen und an der Themse die Swiss Bank Corporation International (SBCI) gegründet. Dorthin hatte sich Marcel Ospel im Jahre 1980 für sechs Monate versetzen lassen, und er wurde erstmals Zeuge einer Goldgräberstimmung



Ausbruch aus dem Alpenbiotop: UBS-Präsident Ospel, 2007.

**1976** Philippe de Weck wird als Nachfolger von Alfred Schaefer Verwaltungsratspräsident der SBG.

**1977** Marcel Ospel tritt beim SBV in die zentrale Abteilung «Marketing und Planung» ein.

**1980** Robert Holzach wird Präsident der SBG.

**1988** Nikolaus Senn (Bild) wird SBG-Präsident.



**1996** Mathis Cabiallavetta wird SBG-Konzernchef, Robert Studer Präsident; Marcel Ospel wird Konzernchef beim SBV.

**1997** Am 8. Dezember verkünden SBG und SBV die Fusion zur UBS. Marcel Ospel wird Konzernchef, Mathis Cabiallavetta Präsident (Bild).

**1998** Nach dem Konkurs des US-Hedge-Fund LTCM verliert die UBS eine Milliarde Franken. Präsident Cabiallavetta tritt zurück, der bisherige Vize Alex Krauer übernimmt.

**2001** Marcel Ospel wird UBS-Präsident, Finanzchef Luqman Arnold wird Konzernchef. Nach einem verlorenen Machtkampf mit seinem Präsidenten tritt dieser zurück. Nachfolger wird Peter Wuffli.



**2005** Der operative Gewinn der Bank übersteigt erstmals die Zehn-Milliarden-Marke und erreicht damit das bei der Fusion verkündete Ziel.

**2007** Im Mai muss die UBS den firmeneigenen Hedge-Fund Dillon Read Capital Management (DRCM) schliessen, der im grossen Stil in amerikanische Subprime-Hypotheken investiert hatte. Im Juni ersetzt die UBS überraschend Peter Wuffli durch Marcel Rohner (Bild). Im Oktober gibt die Bank Abschreibungen von vier Milliarden Franken bekannt. >>>





auf internationalem Parkett, auf dem plötzlich auch ein neuer Bankertypus anzutreffen war, der nicht mehr das Kommerzgeschäft, sondern das finanziell wesentlich lukrativere Investmentbanking betrieb.

### Im 90. Stock des World Trade Center

Anfänglich unmerklich, schliesslich immer schneller wandelte sich im Zuge der stärkeren Internationalisierung der Wirtschaft auch das Geschäftsmodell der Banken. Mit Ronald Reagan in den USA und Margaret Thatcher in England sassen in den Achtzigern an der politischen Spitze der beiden Nationen mit den bedeutendsten Finanzmärkten der Welt zwei Vorantreiber der Liberalisierung, die auch die Finanzmärkte ergriff – in der Londoner City war es etwa der sogenannte Big Bang vom 27. Oktober 1986, der ein jahrelang bestehendes Kartell der fixen Handelskommissionen schleifte. Der Wettbewerb erreichte die Insel, wenige Wochen später begann der computerbasierte Handel. Auf dem Markt tauchten, meist von den USA herkommend, neue Finanzinstrumente wie Optionen, Futures oder Swaps auf. Eine Welle von Fusionen und Übernahmen, sogenannten Mergers and Acquisitions, schwappte nach Europa. Für die altgedienten Chefs in den Führungsetagen, die als Generalisten an die Spitze der Grossbanken gekommen waren, bedeutete all dies einen Paradigmenwechsel, wie sie ihn in ihrer Karriere noch nie gesehen hatten.

Was das Neue im Banking werden könnte, erfuhr Marcel Ospel als dreissigjähriger Banker Anfang der achtziger Jahre auf dem pulsierenden Finanzplatz New York. Sein Büro hatte er im neunzigsten Stock des World Trade Center, und hier in Amerika traf er eine Kultur an, die er so noch nicht kannte. An der Wall Street zählte nicht Alter, nicht Ausbildung, nicht Hautfarbe. Es zählte nur die Leistung, und der Gegenwert dafür waren die Ziffern,



Neuer Bankertypus: UBS im amerikanischen Stamford.

die er auf seiner Lohnabrechnung wiederfand. Er merkte aber auch: Die Swiss Banking Corporation war hier eine vernachlässigbare Grösse, die mit mässigem Erfolg versuchte, europäische Aktien an den Mann zu bringen. Die wirkliche Musik spielte bei den amerikanischen Wertpapier- und Investmentbanken wie Merrill Lynch, Goldman Sachs oder Morgan Stanley. Unerreichbar schienen die für einen wie Marcel Ospel.

Als Erstere jedoch beschloss, auch in Europa in das klassische Investmentbanking, die Beratung von Grossunternehmen, einzusteigen, suchte Merrill Lynch einen Managing Director für die Schweiz. Dieser wurde Marcel Ospel, und er gewann für seine weitere Laufbahn vier Erkenntnisse: Er hatte mit diesem Titel eine Hierarchiestufe erklimmen, die

ihm bei zukünftigen Jobverhandlungen mit Schweizer Banken kaum schaden würde. Er hatte als Mittdreissiger ein gesamtes Lohnpaket ausgehandelt, welches beim SBV in etwa einem Generaldirektorengelohnte entsprach. Und er war überzeugt, dass diese pekuniär ausgerichtete, absolute Leistungsorientierung im amerikanischen Banking bald auch in Europa Einzug halten würde. Viertens würden neue Finanzprodukte, gepaart mit einer forcierten Globalisierung, die Bankbranche in der Schweiz ebenfalls revolutionieren.

Dieses Koordinatensystem hatte Marcel Ospel im Kopf, als er am 1. Oktober 1987 erneut bei seinem Bankverein anheuerte, diesmal immerhin im Direktorenrang als Leiter der Abteilung Wertschriftenhandel und Verkauf.

### 150 Jahre UBS

**2008** Im Januar gibt die UBS einen Verlust von 12,5 Milliarden Franken für das vierte Quartal bekannt und einen solchen von 4,4 Milliarden Franken für das Gesamtjahr 2007. An der Generalversammlung im April wird Peter Kurer (Bild) als Nachfolger von Marcel Ospel in das Präsidium der UBS gewählt. Ein Massnahmenplan von Bundesrat, Nationalbank und Bankenkommission sieht vor, dass die Bank ihre Subprime-Papiere in die Nationalbank auslagert und im Gegenzug einen Kredit von 61 Milliarden Franken erhält. Der



Bund steuert weitere 6 Milliarden für eine Kapitalerhöhung bei.

**2009** Ende Februar wird Marcel Rohner mit sofortiger Wirkung durch den ehemaligen CS-CEO Oswald Grübel ersetzt; im März wird alt Bundesrat Kaspar Villiger (Bild) VR-Präsident. Die UBS und die amerikanische Justiz einigen sich im Steuerstreit auf eine Busse von 780 Millionen Dollar und die Aushändigung von bis zu 300 Bankkundendaten. Einen Tag nach dem Vergleich reichen die Amerikaner eine Zivilklage ein und fordern



die Herausgabe von weiteren 52 000 Kundendaten.

**2011** Nach einem Betrugsfall in Milliardenhöhe des Händlers Kweku Adoboli (Bild) im Investmentbanking in London tritt Oswald Grübel zurück. Nachfolger wird Sergio Ermotti.

**2012** An der Generalversammlung vom 3. Mai will auch Kaspar Villiger zurücktreten. Als Nachfolger ist Axel Weber, ehemals Präsident der Deutschen Bundesbank, vorgesehen.







Im Zenit: Übernahme von PaineWebber.

Zwei Wochen später kam es zu einem Börsencrash, der die Aktienkurse in der Londoner City um einen Drittel einbrechen liess, und dies bedeutete nicht nur das Ende für zahlreiche englische Finanzhäuser vor Ort, sondern auch das Ende der SBCI, bei der Marcel Ospel einst gearbeitet hatte. Mehr noch: Es zeigte

men. Aktien und Derivate: Das war die Zukunft. Der Aktionsradius, war er überzeugt, musste die Welt sein. Und er kannte das Manko des SBV: Den Baslern fehlten die Produkte, es fehlten die Spezialisten, es fehlten die Märkte im Ausland. Es fehlte also die kritische Masse. Die Bank stand mit dem Rücken zur Wand, und wenn es nicht gelingen würde, sich zu befreien, davon war Ospel überzeugt, würde der SBV von einem Konkurrenten geschluckt.

### Die fiebrigen neunziger Jahre

Ende der achtziger Jahre gelang ihm der erste Schritt: Der SBV übernahm O'Connor & Associates in Chicago, einen Spezialisten für derivative Finanzprodukte. Nun hatte Marcel Ospel Produkte und Fachkräfte, wie er sie brauchte, und er überliess den Bankern von O'Connor auch in weiten Teilen das Kapitalmarktgeschäft des SBV – erstmals bestäubten Amerikaner die tradierte Kultur der Basler, und er selber wurde dank diesem Deal SBV-Generaldirektor. 1994 kaufte er, ebenfalls in Chicago, den institutionellen Vermögensverwalter Brinson Partners, wieder floss Know-how in die Bank hinein, und mehr als das: «Die Unternehmenskultur wird die unsrige sein», verkündeten die selbstbewussten Amerikaner. Der nächste Kauf war 1995 die englische Investmentbank S.G. Warburg, ein Haus mit tadellosem Ruf, aber weniger glänzenden Geschäftsergebnissen, weshalb es vergleichs-

Jahr 2000 schluckte der mittlerweile globalste Schweizer Finanzkonzern den New Yorker Vermögensverwalter Paine Webber, und Marcel Ospel war nun auf dem Zenit seiner Karriere: 2001 wurde er Präsident des Verwaltungsrates der UBS; drei Jahre später standen zehn Milliarden Franken Gewinn in den Büchern der Bank, und er selber war mit 26,6 Millionen Franken Europas bestbezahlter Manager. Nur eines hatte er zwar versucht, aber nie realisiert: die Fusion der UBS mit einem der ganz grossen Häuser an der Wall Street. Gespräche mit der Investmentbank Merrill Lynch hatte er zwar geführt, zum Abschluss jedoch kam es nie. Dann, so ist zu vermuten, wäre die grösste Schweizer Bank endgültig amerikanisch geworden.

Marcel Ospel hat die Architektur einer Bank im Zeitalter der globalen Finanzmärkte gezeichnet und Schritt für Schritt aus der Keimzelle des Basler Bankvereins heraus umgesetzt. Hätte er im Jahre 2006, so wie er es geplant hatte, als Präsident den Rücktritt eingereicht, wäre er vermutlich neben Alfred Schaefer strahlend in die Bankgeschichte eingegangen: Ersterer als Architekt der grössten Schweizer Bank, SBG; Marcel Ospel als Architekt der grössten globalen Schweizer Bank, UBS. So aber zerstörten Subprime-Krise, Finanzkrise und Schuldenkrise sein Lebenswerk, und seine Bank musste mit Staatsgeldern vor dem Untergang gerettet werden.

## Return on Investment? Ein Kuss mindestens.

made by Gübelin.





**GÜBELIN**  
JUWELEN • UHREN

schonungslos auf, dass dem Bankverein das Know-how fehlte, um eine eigene Investmentbank aufzubauen. Als Kommerzbanker der alten Garde zur gleichen Zeit im grossen Stil Kredite an marode Unternehmen im Ausland vergaben und hohe dreistellige Millionen-summen abschreiben mussten, spotteten die Medien nur noch über den «Basler Pannenverein», der im Grunde zum Übernahmekandidaten geworden war.

Der alte Bankverein war gestorben, ein neuer sollte mit einer neuen Strategie entwickelt werden, und Marcel Ospel wuchs in dieser dunklen Zeit Ende der achtziger Jahre in eine Schlüsselposition hinein. Er war einer der jungen Garde, aufstrebend und ehrgeizig und hatte auf den Aussenposten des SBV in London und New York wichtige Erfahrungen gesammelt. Jetzt baute Marcel Ospel ein neues Geschäftsmodell für eine neue Bank zusam-

weise billig zu haben war. Dieser Deal machte den SBV zur grössten europäischen Investmentbank, brachte ihm also Markt, und Marcel Ospel stieg zum Konzernchef des SBV auf.

Die neunziger Jahre waren fiebrige Zeiten für Marcel Ospel und den Bankverein. Aber immerhin war es gelungen, das strategische Manko im *new banking* zu tilgen. Die Folge war freilich, dass das Eigenkapital schmal geworden war. Eine andere Grossbank, die SBG, hatte das umgekehrte Problem: strategische Lücken und dafür etwas mehr Geld in der Kasse. 1997 verbanden sich beide zur UBS und formulierten ein damals fast unvorstellbares Ziel: zehn Milliarden Franken Gewinn und weltweit die Nummer eins im Investmentbanking wie auch in der traditionellen Vermögensverwaltung zu werden durch die Kombination von Know-how, Produkten und Markt. Im

Wenn Marcel Ospel heute über Ursachen räsoniert, wird er wohl allgemeingültige Erkenntnisse eingestehen müssen: Erfolg ist gefährlich, fördert die Hybris, hebt Kontrollen aus, erzeugt Sorglosigkeit und auch ein trügerisches Gefühl für die eigene Unverwundbarkeit. Die Zeitenwende, die er seinerzeit beim SBV eingeläutet hat, ist nun am Ende eines Zyklus angelangt – eine Bank, wie es die UBS in ihrer Blütezeit gewesen ist, scheint aus heutiger Sicht wie aus einer anderen Zeit. Die Umkehr, die auch eine Rückkehr ist, hat auch etwas Heilsames.

Claude Baumann, Werner E. Rutsch: Swiss Banking – wie weiter? Aufstieg und Wandel der Schweizer Finanzbranche. NZZ Libro

Dirk Schütz: Der Fall der UBS. Warum die Schweizerische Bankgesellschaft unterging. Bilanz; und: Herr der UBS. Der unaufhaltsame Aufstieg des Marcel Ospel. Orell Füssli

# Die «totale Mauschelei»

Die Gärtner-Gewerkschaft beider Basel hat sich beim Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) unter Angabe von fragwürdigen Mitgliederzahlen einen Gesamtarbeitsvertrag (GAV) erschlichen. Sie erhält somit mehrere zehntausend Franken im Jahr zu viel. Das Seco spielt mit. *Von Florian Schwab*



*Geldsegen in der Gewerkschaftskasse: Gärtner.*

Die Gärtner-Gewerkschaft beider Basel muss sich keine finanziellen Sorgen machen. Jährlich fließen rund 70 000 Franken automatisch in die Vereinskasse. Quelle des Geldsegens ist die Paritätische Regionalkommission Gärtner BS/BL. Sie verwaltet die Zwangsbeiträge, die für den Vollzug des Branchen-Gesamtarbeitsvertrags bei allen Arbeitnehmern und Arbeitgebern eingezogen werden – immerhin rund 300 Franken pro Jahr und Arbeitsstelle. Dabei spielt es keine Rolle, ob der jeweilige Arbeitnehmer Gewerkschaftsmitglied ist oder ob sich der Betrieb dem Arbeitgeberverband angeschlossen hat.

Das Geld aus dem Gesamtarbeitsvertrag (GAV) sprudelt so reichlich von der paritätischen Kommission in den Verein, dass die Mitglieder der Nordwestschweiz-Sektion der Gewerkschaft GBS (Grüne Berufe Schweiz) keinen Jahresbeitrag zahlen müssen. Für den Vorstand heisst das: keine mühsamen Mitglieder, die sich für die Verwendung der Mittel interessieren, denn die Mitgliedschaft im Verein ist «gratis», das Geld kommt von aussen.

Mastermind hinter diesem Konstrukt ist der Basler Fasnächtler Bernhard Schwab. Aufgrund des in zwei Wochen heraufziehenden *Morgestraichs* ist er für ein persönliches Gespräch nicht verfügbar. Schwab hat sich schon vor zwei Jahrzehnten zu den Basler Verkehrsbetrieben ver-

abschiedet, blieb der Gärtner-Gewerkschaft aber als Kassier erhalten. Er wird als Mann beschrieben, der nie um den eigenen Vorteil verlegen ist. Schwabs Mutter sowie Lebenspartnerin und Tochter, die ihr berufliches Auskommen auch nicht als Gärtner fristen, sind ebenso Mitglied in der Gärtner-Gewerkschaft wie Schwab selbst, der die Gartenschaufel bestenfalls noch zum Privatvergnügen in die Hand nimmt.

## Alle Kontrollen haben versagt

Bis hierhin mag man über die Bauernschläue noch schmunzeln. Wenn man bei den Gärtnern aber tiefer gräbt, dann stellt man fest, dass es nicht beim Ausnutzen der legalen Möglichkeiten bleibt. Gleich der kleinen Raupe Nimmersatt kann der Vereinsvorstand mit Kassier Schwab den Hals nicht voll genug kriegen und übertritt die Grenze des Anständigen – und womöglich des Legalen.

Denn die Sektion Nordwestschweiz verrechnet systematisch gegenüber der paritätischen Kommission höhere Beiträge, als ihr zustehen. Je mehr Mitglieder sie deklariert, desto höher fällt der Betrag aus, den sie der paritätischen Kommission in Rechnung stellen darf (150 Franken pro Mitglied). Ausserdem sagt das Gesetz, dass der Bundesrat einen Gesamtarbeitsvertrag nur dann für allgemeinverbindlich erklären darf, wenn die entsprechenden



*Verlässlicher Genosse: Seco-Leiter Gaillard.*

Vertragsparteien (Arbeitnehmer und Arbeitgeber) jeweils die Hälfte der in der Branche tätigen Angestellten und Unternehmen vertreten. «Der Vorstand hat Angst, dass dieses Quorum unterschritten sein könnte», verlautet es aus der Gewerkschaft.

Recherchen der *Weltwoche* zeigen, dass der Verein im Jahr 2009 die Rückerstattung für 421 Mitglieder beantragt hat, obwohl er tatsächlich laut der schweizweiten Mitgliederverwaltung höchstens 359 Mitglieder hatte. Nimmt man Freimitglieder und Lehrlinge aus, für die kein Geld vergütet werden darf, bleiben nur 294 Aktivmitglieder, für die der Beitrag erstattet werden kann. Die Gewerkschafts-Sektion hat also im Jahr 2009 je nach Lesart zwischen 10 000 und 20 000 Franken zu viel verrechnet.

Als die Zustände innerhalb des Verbands bekannt wurden, löste dies Ende 2010 Kontroversen aus. Schwab erhielt kurzfristig beim Dachverband Hausverbot. Die frühere GBS-Schweiz-Präsidentin Esther Gall prangert verbandsintern die «totale Mauschelei» beim regionalen GAV beider Basel an, will aber erstens nicht öffentlich und zweitens «der *Weltwoche* schon gar nicht» Auskunft geben.

Um den Geldsegen nicht zu gefährden, breiten die Basler Profiteure ein Mäntelchen des Schweigens über das Geschehen. Schwabs Vorstandskollege Michael Vogt, der auch in der pa-



ritätischen Kommission Einsitz hat, blockt unwirsch ab.

Auf Tauchstation geht zunächst auch die paritätische Kommission, deren Geschäftsstelle vom Gewerbeverband der Stadt Basel geführt wird und die sich immerhin den Vorwurf gefallen lassen muss, öffentlich-rechtliche Zwangsabgaben schlampig zu verwalten oder womöglich gar gezielt zugunsten der Gewerkschaft zu veruntreuen. Die Geschäftsführerin sagt bloss: Die paritätische Kommission habe bereits dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) mitgeteilt, dass sie keine Zahlen an die *Weltwoche* herauszurücken bereit sei. Hintergrund ist ein Verfahren, das die *Weltwoche* angestrengt hat, um Einsicht zu erhalten in die beim Seco unter Verschluss gehaltenen Jahresabschlüsse sämtlicher paritätischer Kommissionen mit allgemeinverbindlichem GAV.

Der Gedanke hinter den paritätischen Kommissionen ist, dass die «natürlichen Gegner», Gewerkschaften und Arbeitgebervertreter, sich gegenseitig auf die Finger schauen. Dass dies nicht der Fall ist, zeigt der Versuch, mit dem Arlesheimer Gartenbauunternehmer Andreas Oser zu sprechen, der für den Arbeitgeberverband in der paritätischen Kommission sitzt. Er sei der *Weltwoche* keine Rechenschaft schuldig. Diese habe im Fall Hildebrand gezeigt, dass es ihr «nicht um die Fakten» gehe. Erst als die paritätische Kommission schrift-

lich mit den recherchierten Zahlen konfrontiert wird, kommt doch noch eine Antwort: «Im Jahr 2007 wurde innerhalb der paritätischen Kommission vereinbart, als Übergangslösung vom früheren erleichterten Quorum des Seco von 30 Prozent auf das angestrebte Quorum von 50 Prozent die Mitgliederzahl von 421 bis ins Jahr 2009 als Basis festzulegen und diese Limite im Jahr 2009 für 2010 neu zu beurteilen.» Im Klartext: Von 2007 bis 2009 bezog der Basler Verein jährlich bis zu 20 000 Franken zu viel. Abgerechnet wurde nach einer Fantasiezahl, die mit dem realen Mitgliederbestand nichts zu tun hatte, sondern nach dem Seco-Quorum bemessen war, welches der Verein glaubte erfüllen zu müssen.

### Öffentliche Zwangsabgaben werden schlampig verwaltet oder gar gezielt veruntreut.

Nicht nur die gegenseitige Kontrolle in der Kommission versagt auf der ganzen Linie. Auch das Seco als Aufsichtsbehörde über die paritätischen Kommissionen macht sich der Komplizenschaft schuldig. Im April 2011 wurden Seco-Vertreter an einer Sitzung aus verbandsinternen Kreisen über die fehlerhaften Mitgliederzahlen orientiert. Einer, der die Informationen entgegennahm, streitet pauschal ab, «je davon gehört

zu haben». Wenig später rudert Seco-Sprecherin Marie Avet zurück: «Das Seco geht glaubwürdigen und konkreten Hinweisen zu allfällig fehlenden Voraussetzungen der Allgemeinverbindlicherklärung eines Gesamtarbeitsvertrages jeweils nach. Im Rahmen des allgemeinverbindlich erklärten Gesamtarbeitsvertrages für das Gärtnergewerbe in den Kantonen Basel-Stadt und Basel-Landschaft haben wir keine solchen Hinweise erhalten.»

Besonders pikant: Laut Seco hat die Arbeitnehmerseite der Erfordernis, mindestens die Hälfte der in der Branche Angestellten zu vertreten, mit 51 Prozent nur haarscharf erreicht. Das Quorum wäre also bei genauer Betrachtung und rund einem Viertel falsch deklarierte Mitglieder nicht erreicht. Für diesen Fall, so Seco-Sprecherin Avet, bestehe aber sowieso im Gesetz eine Ausnahmeregelung. Übersetzt heisst das, dass die präsentierten Mitgliederzahlen für das Seco irrelevant sind.

Nach der Fasnacht kann die GBS-Sektion Nordwestschweiz die Maske gefahrlos fallen lassen und ihre Mitgliederzahl ehrlich deklarieren. Bernhard Schwabs Verein würde damit zwar auf ein paar zehntausend Franken verzichten, der GAV wäre aber nicht gefährdet. Für die Arbeitsdirektion des Seco sind Gesamtarbeitsverträge aus Prinzip unantastbar. Sie wird von Ex-Gewerkschafter Serge Gaillard präsidiert – einem zuverlässigen Genossen. o



# NatureSuisse – Einfach naturnah und tierfreundlich.

NatureSuisse vereint Nachhaltigkeit, höchste Qualität und Genuss. Alle Produkte\* stammen aus einer naturnahen und tierfreundlichen Schweizer Landwirtschaft. Mit NatureSuisse geht ALDI SUISSE neue Wege in Sachen Transparenz. Die lückenlose Dokumentation Ihrer Frischfleisch- und Fleischprodukte sorgt für grösstmögliche Sicherheit.



Scannen Sie den QR-Code mit der Kamera Ihres Smartphones und Sie werden direkt auf die Produkt-Webseite von NatureSuisse weitergeleitet. Hier erfahren Sie mehr über die Rückverfolgbarkeit, die Qualitätsmerkmale sowie die Philosophie von NatureSuisse-Produkten.



\*NatureSuisse umfasst momentan folgende Produkte: Schweinssteak Nierstück, Schweinsplätzli, Hackfleisch gemischt, Bauernbratwurst, Landrauchschinken, Hinterschinken, Delikatess Fleischkäse und Cervelas.



# Jede für sich und alle gegen alle

Während Männer sich beim beruflichen Aufstieg gegenseitig helfen, treten Frauen vor allem als Konkurrentinnen gegeneinander an. «Bienenköniginnen-Syndrom» nennen es Experten. Frauen dulden keine anderen Frauen neben sich. *Von Melanie Mühl*

Vor ein paar Tagen holte ich eine Freundin in ihrem Büro ab. Sie arbeitet seit einiger Zeit in einer Anwaltskanzlei, wo sie ihr Referendariat absolvierte. Im Moment ist sie einem Team aus sechs Leuten zugeordnet, an dessen Spitze eine oft etwas müde aussehende Frau Mitte vierzig steht, ansonsten ist das Team männlich. Ich fragte die Freundin, ob es in der Kanzlei zu wenig talentierte, ehrgeizige Frauen gebe und sich ihre neue Chefin vielleicht aus diesem Grund ausschliesslich mit Männern umgebe. «Nein», antwortete die Freundin. «Sie arbeitet einfach viel lieber mit Männern zusammen.»

Aber weshalb eigentlich?

Es gibt eine bemerkenswerte Studie von Isabelle Kürschner, die die Rolle der Frauen in der deutschen Regierungspartei CSU untersucht. Das Ergebnis: Der grösste Feind von Frauen sind Frauen. Auf dem beruflichen Weg nach oben werden Frauen demnach häufiger von Frauen gemobbt und am Aufstieg gehindert als von Männern. Dass sie einander unterstützen und fördern, kommt freilich vor, es ist aber

## Im Vergleich mit Männerbünden haben weibliche Netzwerke in etwa die Wucht eines Strickzirkels.

der absolute Ausnahmefall. Diese Erkenntnis beschreibt nicht nur die Wirklichkeit innerhalb der CSU. Man muss sich nur einmal genauer in seinem beruflichen Umfeld umsehen, und bald kommt einem der eine oder andere Chef in den Sinn, der einen Ziehsohn hat. Auf Ziehtöchter trifft man seltener, es sei denn, man arbeite in einer PR-Agentur. Wer jemals versucht hat, sich mit Geschlechtsgenossinnen zu verschwören, und zwar auf jene Weise, in der sich Jungs früher in Gangs zusammenschlossen, weiss, dass das ungefähr so erfolgversprechend ist das Ausfüllen eines Lottoscheins. Im Vergleich mit Männerbünden haben weibliche Netzwerke in etwa die Wucht eines Strickzirkels.

## Spieglein, Spieglein an der Wand

Besonders heikel gestaltet sich das Verhältnis unter Frauen, wenn es um ihr Alter und ihr Aussehen geht – und darum geht es eigentlich immer. Kürschner zitiert eine CSU-Politike-

rin, die von den «alten Fregatten» spricht, die darauf aufpassten, dass keine jungen Frauen aufstiegen. Deren Bissigkeit bezeichnet eine Studie der Universität Cincinnati als «Queen Bee»-Syndrom, «Bienenköniginnen-Syndrom»: Nur eine ist die Königin. Und diese eine Königin duldet eben keine zweite neben sich. Die könnte ja schlauer sein als sie selbst, schöner, erfolgreicher, charmanter – und womöglich noch heftig umschwärmt werden von den männlichen Kollegen.

Genau genommen verhielt es sich früher auf dem Pausenplatz nicht anders, nur dass man damals noch dem naiven Glauben anhing, die Zeit der Zickigkeit und des ewigen Konkurrerens sei irgendwann endgültig vorbei. Ist sie aber nicht. Im Rahmen ihrer Doktorarbeit an einer australischen Universität untersuchte Bianca Price, eine blonde, hübsche Studentin, die Kaufabsichten unter jungen Frauen zwischen achtzehn und sechsundzwanzig. Price fand heraus, dass besonders schöne Verkäuferinnen keine Erfolgsgarantinnen sind und den Umsatz des Unternehmens nicht automatisch steigern, im Gegenteil. Es komme sogar häufig vor, dass Makellosigkeit Kundinnen regelrecht abschrecke, weil sie sich sofort mit der Verkäuferin verglichen. Fühlt sich die Kundin weniger attraktiv, verlässt sie lieber rasch den Laden und kauft die Wimperntusche woanders.

In einer Gesellschaft, in der die Haut von Models auf Hochglanzmagazinen so lange retuschiert wird, bis sie aussieht, als gehöre sie einer porenfreien Elfjährigen und überall das nächste Supermodel gesucht wird, ist es nicht gerade ein Kinderspiel, den Schönheitswahn zu ignorieren. Schöne Menschen, das liest man schliesslich immer wieder, sollen erfolgreicher und glücklicher sein. Aber ist die prinzessinnenhafte «Spieglein, Spieglein an der Wand ...»-Frage tatsächlich auch im Beruf derart mächtig?

Ein Anruf im Interdisziplinären Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Bielefeld: Natürlich habe körperliche Attraktivität für Frauen eine viel grössere Bedeutung als für Männer, das drücke sich naturgemäss auch im Beruf aus, sagt Birgitta Wrede. Wie welcher Kollege aussieht, ob seine Hose farblich zum Hemd passt, seine Frisur sitzt und die dunklen Augenringe nur einer Phase der Überanstrengung geschuldet oder



*Klassischer Schnepfenblick:* Sophia Loren

bereits hässliche Vorboten des Alters sind, fragen sich Männer nicht. Frauen fragen sich das schon bei ihren Geschlechtsgenossinnen. Um sich als Geschlechtergruppe zu empfinden, müssten Frauen erst einmal akzeptieren, dass sie auch im 21. Jahrhundert nicht automatisch auf der Seite der Gewinner stünden, sagt Birgitta Wrede. Die Überzeugung, absolute Wahlfreiheit zu geniessen, gehört zwar zum Selbstbild der modernen Frau, doch diese Überzeugung entpuppt sich in dem Moment als Selbstbetrug, wenn zum Beispiel Krippenplätze fehlen und die Vereinbarkeit von Beruf und Familie schon an der Infrastruktur scheitert. Aber wer ist schon gerne ein Spielball der Verhältnisse?





mustert skeptisch das Décolleté von Jayne Mansfield.

Frauen sind in erster Linie Konkurrentinnen. Über das eigene Geschlecht ziehen sie häufig mit einer Gehässigkeit her, dass einem schwindlig wird. Zum Beispiel die Journalistin Bascha Mika: In ihrem Buch «Die Feigheit der Frauen» greift sie publizistisch all jene Lebensmodelle ihrer Geschlechtsgenossinnen an, die nicht ihrem eigenen Karrieredenken und Lebensstil entsprechen. Wessen Ziel also nicht Chéfsessel lautet, den stempelt sie als liebesbesessen ab und unterstellt Mädchengetue sowie Naivität. Vor ein paar Jahren rief die Moderatorin Eva Herman, deren Karriere erfolgreicher verlaufen wäre, wenn sie einfach weiterhin vom «Tagesschau»-Teleprompter abgelesen hätte, die Frauen dazu auf, an den

Herd zurückzukehren, ihre Kinder grosszuziehen und dem Gatten den Rücken freizuhalten. Äusserst unterhaltsam ging es auch beim «Bizarren Sex-Streit» (*Bild*) zwischen der Familienministerin Kristina Schröder und der Feministin Alice Schwarzer zu. Schröder kritisierte etwas blauäugig einige Strömungen des Feminismus, Schwarzer antwortete ihr in einem offenen Brief, den sie mit folgenden Sätzen beendete: «Darf ich offen sein? Ich halte Sie für einen hoffnungslosen Fall. Schlicht ungeeignet. Zumindest für diesen Posten. Vielleicht sollten Sie Pressesprecherin der neuen, alten so medienwirksam agierenden, rechtskonservativen Männerbünde und ihrer Sympathisanten werden. Mit Bedauern und besten

Grüssen: Alice Schwarzer (eine von vielen frühen Feministinnen).»

Wie brutal Frauen mitunter aufeinander losgehen, spürte auch die Amerikanerin Ayelet Waldman, als vor zwei Jahren ihr Buch «Böse Mütter» erschien und heftige Diskussionen auslöste. Darin wiederholt Waldman jenen Satz aus ihrem *New York Times*-Artikel, der schon einmal zahlreiche Frauen in die Raserei getrieben hatte: «Ich liebe meinen Mann mehr als meine Kinder.» Nach diesem Geständnis hörten die Beschimpfungen gar nicht mehr auf. «Die Mütterpolizei», schreibt Waldman, «war sofort zur Stelle. In den tiefsten Niederungen der Blog-Kommentarstränge verkündete sie, dass ich verrückt sei, bösartig und gefährlich und dass man mir die Kinder wegnehmen solle. Die New-York-City-Spezialeinheit der Mütterpolizei, die Kampffzicken von Urbanbaby.com, schlug ihre spitzen, kleinen Schneidezähne in meine Waden.» Es war, als hätten sich sämtliche Mütter vorgenommen, Ayelet Waldman im Netz zu schlachten, was unter Frauen offenbar gar nicht ungewöhnlich ist. Waldman zitiert in ihrem Buch eine Untersuchung der Universität von Maryland, laut der Frauen im Internet 25-mal öfter das Ziel von bösartigen Angriffen werden als Männer.

#### «Immer und überall lauern die Mütter»

Sobald der Frühling da ist, verlagern sich die «Mommy Wars» aus dem Netz auf den Spielplatz. Teilzeitmütter treten dort gegen Vollzeitmütter an, ältere Frauen gegen jüngere, Schwangere gegen Kinderlose, Öko-Mamis gegen Fertignahrung-Mamis, Frühgebärende gegen Spätgebärende. «Immer und überall lauern die Mütter» schreibt eine Frau im *WirEltern*-Blog. Es sind Mütter, «die alles besser machen und wissen. Sie haben gesunde, fein säuberlich geschnittene Snacks und allzeit bereite Feuchttücher und einen Erste-Hilfe-Beutel, ihre Kinder stecken in der richtigen und farblich passenden Outdoor Wear, ihre Kinder kleckern nicht, ihre Kinder teilen artig, ihre Kinder schaufeln den Sand nicht aus dem Sandkasten, drängeln bei der Rutsche nicht und warten brav, bis das vordere Kind von der Rutsche weg ist. Spielplätze sind mir ein Gräuel.»

Das alles klingt recht merkwürdig. Vor dem Hintergrund, dass, wie die weltweite «Occupy»-Bewegung gerade eindrucksvoll beweist, Solidarität eine der Leitwährungen unserer Zeit ist, klingt es noch merkwürdiger. Der verstorbene US-Philosoph Richard Rorty schrieb einmal, «dass unser Solidaritätsgefühl am stärksten ist, wenn die, mit denen wir uns solidarisch erklären, <zu uns> gehören und <wir> etwas enger Begrenztes als die Menschenrasse ist.»

Dummerweise sind dieses «wir» nicht wir Frauen.

**Melanie Mühl** ist Redaktorin bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und Autorin. Ihr aktuelles Buch «Die Patchwork-Lüge» erschien im Hanser-Verlag.

# «Heute würde ich nicht Lehrer werden»

Er war treibende Kraft im legendären Cabaret Rotstift, Pädagoge, Fernsehmoderator und exakter Pulsnehmer des schweizerischen Humors. Hier spricht Jürg Randegger über sein Leben, seine Berufung als Lehrer, den Neid der Kollegen und den Reiz der Basler. *Von Rico Bandle und Tom Haller (Bild)*

**Sie haben den Humor der Schweizer genau getroffen. Worüber lachen eigentlich Sie am liebsten?**

Ich finde vieles lustig und lache auch gerne über unfreiwillige Missgeschicke – auch über die eigenen.

**Haben Sie einen Favoriten unter den derzeitigen Komikern oder Kabarettisten?**

Ich bevorzuge den feinen Wortwitz. Wenn es primitiv wird, unter die Gürtellinie rutscht, mag ich das nicht. Ursus & Nadeschkin zum Beispiel finde ich grossartig.

**Wie hat sich der Humor verändert, seit Sie mit dem Cabaret Rotstift 2002 aufgehört haben?**

Heute dominiert der schnelle Witz. Wir waren ein Ensemble, das Figuren darstellte und Geschichten erzählte. Heute gibt es fast kein Ensemble-Kabarett mehr, es stehen maximal zwei Kabarettisten auf der Bühne, die eine Pointe nach der anderen liefern. Wir bauten die Pointen langsam auf, das brauchte seine Zeit.

**Hätten die «Rotstifte» heute noch Erfolg?**

Das weiss ich nicht. Die jungen Leute ticken heute anders. Kürzlich hat eine Laientheatergruppe Nummern von Cés Keiser, Walter Roderer und dem Cabaret Rotstift aus den sechziger und siebziger Jahren nachgespielt. Das war sehr charmant, kam beim Publikum hervorragend an, im Saal sasssen aber auch vorwiegend ältere Leute.

**Das Cabaret Rotstift galt als einfache Unterhaltung, im Gegensatz zu einem Cés Keiser oder einem Franz Hohler, die als gesellschaftskritisch gefeiert wurden.**

Vom sogenannten Feuilleton wurden wir nie akzeptiert. Uns wurde rasch der abgedroschene Begriff «Schenkelklopf-Humor» zugeschrieben. Wenn die Leute etwas lustig finden, dann ist das in gewissen Kreisen schon verdächtig. Dieser elitäre Dünkel hält bis heute an.

**Auch innerhalb der Szene hatten Sie Akzeptanzschwierigkeiten. In einem 1976 veröffentlichten Buch von Cés Keiser über die Schweizer Kabarettszene wird das Cabaret Rotstift mit keinem Wort erwähnt.**

Das ist klar. Wir waren Amateure, Lehrer auf der Bühne. Für die Profi-Szene waren wir zu einem grossen Teil nicht vorhanden. Obwohl ich auch ein paar Mal mit den Profis zusammen gespielt hatte.

**Dabei waren Sie doch erfolgreicher als die.**

Nicht als alle, aber wir gehörten zu den Erfolgreichen. Der Neid mag eine Rolle gespielt haben, andererseits auch unsere Haltung: Viele Kabarettisten hatten damals das Gefühl, sie müssten das Publikum belehren. Wir nicht. Als Lehrer lebten wir unser soziales Engagement im Schulzimmer aus und hatten nicht das Bedürfnis, auch noch auf der Bühne zu sagen, was richtig und was falsch sei. Am erfolgreichsten waren immer jene Kabarettisten, die den belehrenden Ton ablegten: Alfred Rasser, Walter Roderer oder Emil. Was das Publikum gut fand, das fanden die seriösen Medien vielfach minderwertig.

**Ihr bekanntester Sketch ist «Am Skilift». Mit den vielen deutschen Einwanderern ist er wieder hochaktuell.**

Den «Skilift» erachtete ich nie als unsere beste Nummer. Dass man uns dauernd darauf reduziert, wird unserer Arbeit nicht gerecht. So habe ich zum Beispiel in den 1970er Jahren, also lange vor der Fichenaffäre, eine Nummer über den Staatsschutz geschrieben. Doch das interessiert niemanden.

**Von dem «Skilift» hatte ich schon ein bisschen die Nase voll. Überall mussten wir ihn spielen.**

**Sind Ihnen gewisse Sachen heute auch unangenehm? Zum Beispiel beim «Skilift» der Satz: «Wenn ich Ihr Gesicht sehe, bin ich mit meinem Füdli ganz zufrieden.»**

Nein, ich schäme mich nicht. Aber von dem «Skilift» hatte ich schon ein bisschen die Nase voll, überall mussten wir ihn spielen. Über Erfolg sollte man sich jedoch nicht beklagen.

**Sie füllten mit dem Cabaret Rotstift landauf, landab die Säle, moderierten am Fernsehen mehr als 400 «Samschtig-Jass»-Sendungen, trotzdem gaben Sie den Lehrerberuf nicht auf. Weshalb?**

Lehrer war für mich nicht nur mein Beruf, sondern auch eine Berufung. Bereits in den 1960er Jahren stand ich vor der Entscheidung, ob ich Profi werden sollte. Doch ich hatte den Mumm nicht, auf das gesicherte Einkommen zu verzichten. Und es war auch schön, beides machen zu können, in zwei Welten zu leben.

**Sie haben 39 Jahre lang Mittelstufen-Schüler unterrichtet (4. bis 6. Klasse). Wie hat**

**sich der Schulalltag in dieser langen Zeit verändert?**

Heute würde ich nicht mehr Lehrer werden wollen. Jene Werte, die ich all die Jahre zu vermitteln versuchte, gelten nicht mehr viel: Sorgfalt, Arbeitswille, Lernenwollen. Die Gesellschaft hat sich sehr gewandelt. Heute sind die Eltern dominierend. Viele glauben, den Lehrern sagen zu müssen, wie die Schule zu funktionieren habe. Der Respekt gegenüber den Lehrpersonen hat sowohl von Seiten der Eltern wie auch der Schüler abgenommen.

**Dafür gibt es heute viel mehr Heilpädagogen und andere Therapeuten, die sich um die Schüler kümmern.**

Auch das ist eine Fehlentwicklung. Ich könnte nie in einem Zimmer Schule geben, in dem hinten noch eine Hilfskraft mit einem Schüler arbeitet. Man sagt immer, die Schule sei in der Krise. Richtig ist: Die Schule ist am Verzweifeln, weil sie zu kompliziert geworden ist. Die Schule ist heute für alles zuständig; die Lehrer können unmöglich alle Aufgaben übernehmen, die man ihnen aufhalsen möchte.

**Gibt es denn keine Verbesserungen im Vergleich zu früher?**

Die Umstände sind schwieriger geworden. Am Anfang meiner Lehrerkarriere, in den 1950er Jahren, hatte ich bis zu 36 Schüler in einer Klasse, am Ende zum Teil nur noch 21. Die 36 waren einfacher zu unterrichten als die 21.

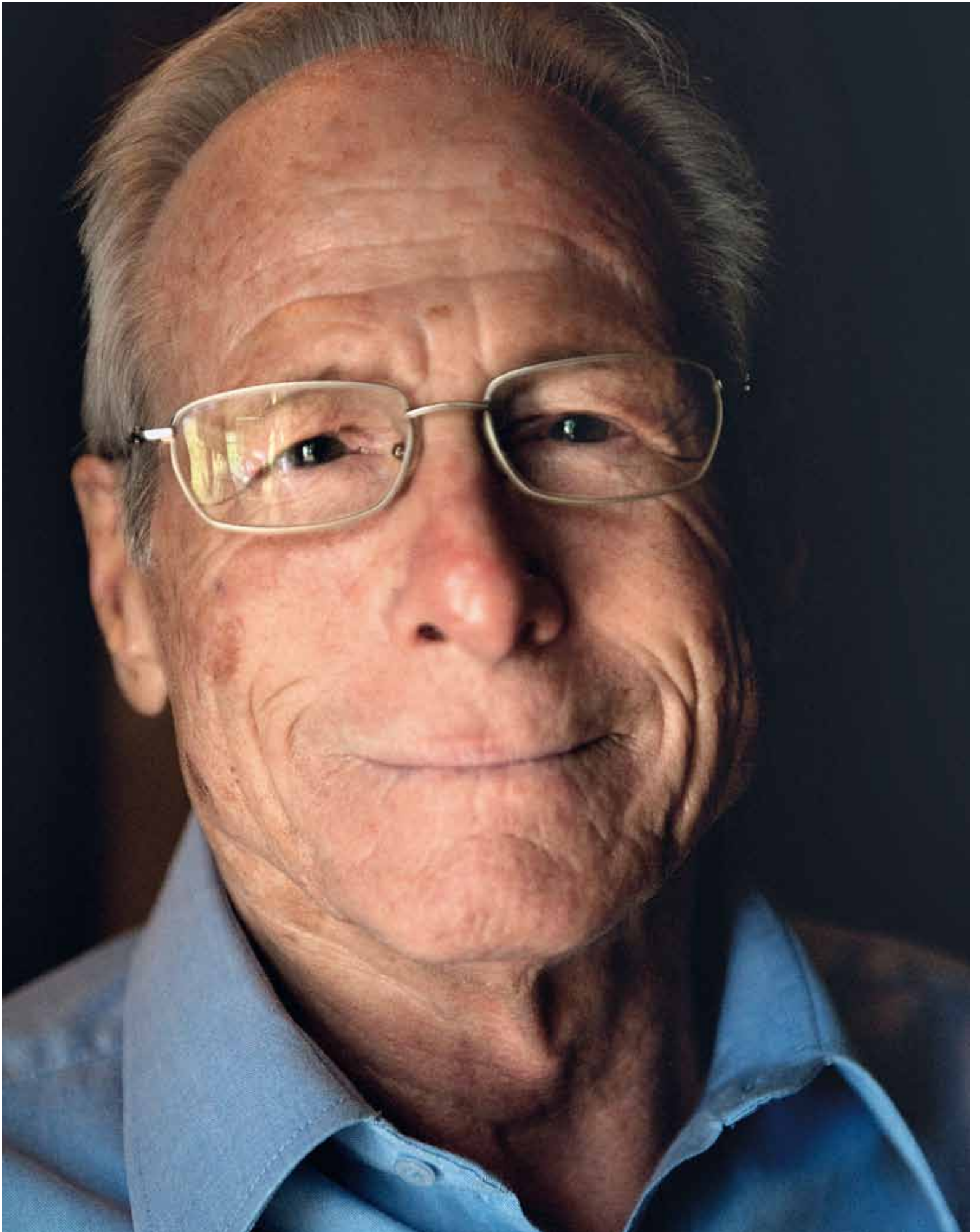
**Woran lag das?**

Die Unruhe hat zugenommen. Die Gesellschaft hat sich gewandelt, heute gibt es viel mehr Problemschüler. Ich will mich aber nicht beklagen, schliesslich hatte ich immer ein gutes Verhältnis zu den Schülern. Es stört mich aber, wenn man meint, durch eine Namensänderung werde alles besser: Die Oberstufenklasse mit den schwächsten Schülern hiess einst «Versuchsklasse», dann «Sonderklasse», «Sek C» – und heute schafft man die Stufe ganz ab, weil man niemanden stigmatisieren will. Die Probleme aber bleiben. Ein anderes Beispiel: Das einstige Lehrerseminar heisst nun Pädagogische Hochschule. Das alles tönt zwar gut, macht die Lehrerausbildung aber nicht besser.

**Es gibt auch Lehrer, die es als positive Entwicklung sehen, dass sie nicht mehr eine unantastbare Autoritätsperson sind.**

Die Spielregeln waren bei mir immer klar:





*Soziales Engagement im Klassenzimmer: Jürg Randegger, «Rotstift», Lehrer, Fernsehjasser.*



Vom Feuilleton nie akzeptiert: Cabaret Rotstift mit Lüthi, von Aesch und Randegger, 1987 in Zürich.

Die Schüler und Eltern konnten mit mir über alles diskutieren, am Schluss entschied aber ich alleine. Ich trug ja die Verantwortung. Wenn diese Autorität akzeptiert wird, funktioniert der Schulbetrieb bedeutend besser, als wenn alle meinen, mitentscheiden zu können. Ziel der Schüler ist es nie, den Lehrer aufzubauen. Sie suchen die Machtprobe. Da sollte man sich keine Illusionen machen. Man kann als Lehrer nicht der Kumpel der Schüler sein, das funktioniert nicht. Was nicht heisst, dass man in der Schule nicht auch viel lachen und den Plausch haben soll.

#### Weshalb ging diese Autorität verloren?

Das ist schwierig zu sagen. Es gab eine Zeitlang eine Tendenz bei Politikern, den Eltern in der Schule mehr Einfluss zu geben. Dies unterhöhlte die Autorität der Lehrer. Ich hatte noch einen Elternabend pro Jahr plus etwa drei Einzelgespräche mit Eltern, falls es wirklich nötig war. Heute müssen die Lehrer zwei Mal pro Jahr Einzelgespräche mit allen Eltern führen, was völlig überflüssig und zeitaufwendig ist. Man sollte wieder die Grundaufgaben der Schule ins Zentrum rücken: nämlich lesen, schreiben und rechnen lernen.

#### Die Eltern haben in der Schule nichts zu suchen?

Eltern sorgen sich legitimerweise um das Wohl ihres Kindes und nicht unbedingt um das Wohl der Klasse. Sie sollen zu Hause Einfluss nehmen, in der Schule sind die Lehrer verantwortlich. Wenn jemand mit dem andern Probleme hat, so soll man aber durchaus miteinander sprechen und das Problem zu lösen versuchen. Es be-

steht auch die Gefahr, dass gewisse Eltern ein Trauma aus der eigenen Schulzeit haben und sich dafür rächen wollen. Es sind leider selten die Eltern mit den guten Ideen, die sich vordrängen.

**Sie waren auch bei den «Schlierner Chind» beteiligt. Ich bin mit den «Zoo»-Platten aufgewachsen, und auch meine Kinder hören sie noch immer gerne.**

Das war ein ganz grosser Wurf. Die Schlierner Chind sind das grosse Verdienst von Werner von Aesch [1927–2008, Mitbegründer des Cabaret Rotstift, Anm. der Red.], ich

#### Schüler und Eltern konnten mit mir über alles diskutieren, am Schluss entschied aber ich alleine.

habe nur ein bisschen mitgeholfen. Was Werner hier in jahrzehntelanger Aufbauarbeit erreicht hat, hätte meiner Meinung nach eine grössere Würdigung verdient gehabt.

**1976 bis 1999 moderierten Sie im Schweizer Fernsehen den «Samschtig-Jass». Wie kamen Sie dazu?**

Kurt Felix rief mich eines Abends an und fragte mich, ob ich eine neue Jass-Sendung moderieren möchte. Wir kannten uns von den Auftritten des Cabaret Rotstift im «Teleboy». Weshalb er aber ausgerechnet mich auserkoren hatte, weiss ich nicht. Kurt Felix hatte zuvor die Jass-Sendung «Stöck – Wys – Stich» gemacht, bei der allerdings nicht Differenzler gespielt wurde, sondern Schieber. Wer auf die geniale Idee gekommen ist, Differenzler zu spielen, so dass man mit guten und mit schlechten Karten reüssieren kann, weiss ich nicht mehr, wahrscheinlich Göpf Egg.

**War es schon immer so, dass der Telefonjasser nicht zu Hause, sondern in einem Nebenraum im Studio sass?**

Ja, das war technisch nicht anders möglich. Einen Vorteil hatte der Telefonjasser dadurch nicht, er sah die Karten auch nur am Fernsehen. Die Idee erwies sich als Erfolgsrezept: Die Zuschauer konnten mit dem Telefonjasser mitfiebern und mitverfolgen, wenn er einen Fehler machte.

**Wer war der schlechteste Jasser, der in einer Ihrer 400 Sendungen war?**

Das weiss ich nicht mehr.

**Kam es nie vor, dass jemand in einer Runde mehr als hundert Differenzpunkte machte?**

Nein, daran kann ich mich nicht erinnern. Nur daran, dass viele angebliche Superjasser, die sich zuvor über andere lustig gemacht hatten, in der Sendung grandios gescheitert waren.

**In einer Sendung sprang ein Seelöwe auf den Jasstisch.**

Ja, da war Conny Gasser vom Connyland bei uns zu Besuch. Zu Beginn der Sendung wollte ich einen «speziellen Gast» vorstellen, dann sollte die Kamera zum Seelöwen schwenken, der am Jasstisch sass. Beim ersten Versuch sprang der 300 Kilogramm schwere Seelöwe Charly auf den Tisch. Conny musste laut loslachen. Leider wurde dies nicht ausgestrahlt, auch das Band ist nicht mehr vorhanden. Das war aber sicher eines der aussergewöhnlichsten Vorkommnisse in der Sendung.

**Eigentlich ist es erstaunlich, dass sich eine Jass-Sendung so lange im Programm halten kann.**

Allerdings. Unser Redaktor, der auch in Deutschland tätig war, erzählte, Thomas Gottschalk und Harald Schmidt hätten sich mehrmals an den Kopf gegriffen und sich über die Sendung lustig gemacht. Dass eine Sendung Erfolg haben kann, in der nichts passiert, konnten sie nicht begreifen. Für mich war immer klar: «Samschtig-Jass» soll eine Alternative zur übrigen Fernsehwelt sein, ruhig, ohne schnelle Bildwechsel. Es muss nicht alles wie ein Videoclip aussehen. **Nach 23 Jahren hörten Sie auf, Sie wurden durch Monika Fasnacht ersetzt. Wie schwer fiel Ihnen der Abschied?**

Gar nicht schwer, ich ging ja freiwillig. 23 Jahre sind eine lange Zeit. Eigentlich waren beim Start nur einige wenige Sendungen geplant, durch den grossen Erfolg wurden dann immer mehr angehängt. Später führten wir im Sommer zusätzlich den «Mittwoch-Jass» ein, bei dem wir in die Dörfer fuhren – auch das ist eine Erfolgsgeschichte, die bis heute anhält. Was Nik Hartmann mit «SF bi de Lüt» macht, ist eigentlich nichts anderes als der «Mittwoch-Jass», einfach ohne dass jasst wird.



Bei Ihrem Abgang gab es Medienberichte, wonach Sie über die Ablösung Unverständnis zeigten, insbesondere weil damit auch der Jass-Sketch «De scharf Egge» mit Ihren Rotstift-Kollegen abgeschafft wurde.

Das wurde falsch wiedergegeben. Es können wenige Leute verstehen, dass man eine erfolgreiche Sendung freiwillig abgeben kann. Dass mit meinem Abschied auch «De scharf Egge» verschwinden wird, war immer klar, auch für die anderen Rotstifte.

**Wie beurteilen Sie Ihre Nachfolgerin, Monika Fasnacht?**

Sie macht das gut. Sie ist eine fanatische Jasserin, die als Sportreporterin etwas Schwung in die Sendung brachte. Der Fehler war, dass die Fernsehverantwortlichen plötzlich ein jüngeres Publikum erreichen wollten. Das war eine Manie beim Schweizer Fernsehen. Man hat dann den Computer eingeführt und ein anderes Dekor eingesetzt. Aus einer Jass-Sendung am Samstagabend eine Sendung für junge Leute zu machen, ist aber unmöglich. Heute sieht das Dekor wieder ganz ähnlich aus wie zu meiner Zeit.

**Den früheren «Mittwoch-Jass», den «Donnschtig-Jass», hat Roman Kilchsperger übernommen. Wie gefällt er Ihnen?**

Sehr gut. Er bringt einen neuen Ton in die Sendung. Vielen Leuten redet er zu schnell und zu viel. Ich finde aber, wer so redege wandt ist wie er, der darf das!

**Auch mit dem Cabaret Rotstift haben Sie den richtigen Zeitpunkt zum Aufhören gefunden.**

Ja, es war wunderbar. Mein Horrorszenario war immer die Schlagzeile: «Abschiedstournee vor leeren Rängen». Wir hörten 2002 nach einer Best-of-Tournee auf dem

## Jürg Randegger

Der Lehrer, Kabarettist und Moderator wurde am 21. März 1935 geboren. Seit den 1950er Jahren stand er mit verschiedenen Cabaret-Gruppen auf der Bühne, unter anderem gründete er 1954 mit Jörg Schneider das Cabaret Äxgüsi. 1965 stiess er zum Cabaret Rotstift, zu einem Lehrerensemble aus Schlieren, das 1954 gegründet worden war. 37 Jahre lang feierte er gemeinsam mit Werner von Aesch und später auch Heinz Lüthi grosse Erfolge. Das Ensemble löste sich 2002 nach einer Abschiedsvorstellung im Singsaal des Schulhauses Hofacker in Schlieren auf. Daneben startete Randegger eine eindruckliche Fernsehkarriere. Von 1975 bis 1999 moderierte er erfolgreich den «Samschtig-Jass» (insgesamt mehr als 400 Sendungen), in den Sommermonaten während fünf Jahren auch den «Mittwoch-Jass» (37 Sendungen). 1977 präsentierte er die Quizsendung «Waagrecht – Senkrecht», zudem hatte er mit dem Cabaret Rotstift unzählige Auftritte in Unterhaltungssendungen, zum Beispiel in «Zum doppelten Engel». Randegger blieb dabei dem Primarlehrerberuf immer treu, 39 Jahre lang unterrichtete er an der Mittelstufe.

Höhepunkt unserer Popularität auf. Noch heute sprechen mich Leute auf der Strasse manchmal strahlend an und sagen mir, wie schön doch die Rotstift-Zeit gewesen sei. Das berührt mich jeweils sehr.

**Eine Zeitlang moderierten Sie zwei Fernsehsendungen, füllten mit dem Cabaret Rotstift grosse Säle und waren als Lehrer tätig. Das muss einträglich gewesen sein.**

Das Fernsehen bezahlt keine grossen Gagen, das wissen alle. Beim Cabaret hatten wir eine prozentuale Gagenverteilung. Wir waren sieben Leute: drei Darsteller, drei Musiker und ein Bühnenmeister. Auch wenn die Darsteller etwas mehr verdienten als die anderen, so musste die Gage doch auf ziemlich viele Leute verteilt werden. So hatte ich einfach einen guten Zustupf zum Lehrerlohn, dank dem ich mir und der Familie einige Annehmlichkeiten leisten konnte. Mein Steuerberater sagte mir einmal: Sie gehören wahrscheinlich zu den fünf Prozent besten Steuerzahlern in Zürich, ganz sicher aber nicht zu den zehn Prozent Bestverdienenden!

**Hatten Sie unter den Rotstiften nie Streit?**

Nein. Niemals. Niemand glaubt uns das, aber es ist so.

**In vielen Cabaret-Gruppen gibt es den Lachneid. Dass eine Person sauer wird, wenn das Publikum immer nur beim Partner lacht.**

Ja, das ist ein bekanntes Phänomen. Doch auch das gab es bei uns nicht. Wir waren sehr ausgeglichen, jeder hatte seine Stärken.

**Sie haben mit dem Cabaret Rotstift im ganzen Land die Säle gefüllt. Können Sie den Humor der Schweizer charakterisieren?**

Der Schweizer lacht am liebsten, wenn er sich selbst oder seine Nachbarn in komischen Situationen wiederfindet. Interessant sind die Unterschiede zwischen den Landesteilen: Die Ostschweizer reagieren sehr schnell, müssen bei den Pointen nicht lange überlegen. Die Berner sind misstrauisch, bei ihnen braucht es immer eine gewisse Anlaufzeit. Sobald man sie von sich überzeugt hat, sind sie dann sehr begeisterungsfähig. Die Basler sind auf den Witz geschult, sie sind ein grossartiges Publikum für Kabarettisten. ○



VOM REGISSEUR VON **UP IN THE AIR**  
UND DER AUTORIN VON **JUNO**

Alle werden älter, aber nicht jeder wird erwachsen.

CHARLIZE THERON  
**YOUNG ADULT**

Jeder schleppt was mit sich rum

**JETZT IM KINO**



YoungAdult.ch





*Schnappschüsse statt Porträts:* Brooke Shields, Michael Jackson und Emmanuel Lewis am 28. Februar 1984 an den Grammy Awards in Los Angeles.





## Der Pate

Von Daniele Muscionico

**M**arlon Brando zertrümmerte ihm das Kinn, Jacqueline Onassis wollte ihn nur hinter Gittern sehen: Ron Galella, geboren 1931 in einem damaligen Krisengebiet von New York, der Bronx. Er war der Mann mit der Nikon im Anschlag, und sein Zuhause war der Fond eines fremden Wagens, in den er sich schmuggelte, um Prominenten aufzulauern. Galella war dort, wo der Ruhm war, der richtige, hysterische, grelle, versoffene, der handgreifliche Ruhm. Knochenarbeit war das, seine Arbeit war das, Ron Galella, der Pate der Paparazzo-Fotografie. Er lieferte Schnappschüsse statt Porträts wie seine Kollegen und bat niemanden um Erlaubnis, wenn er schoss.

Anlässlich der Berlinale zeigt das C/O Berlin 140 Fotografien eines Pioniers der Sensationspresse. Denn Galellas Fotos sind Teil eines öffentlichen Gedächtnisses und unseres Bilds vom Glamour der siebziger und achtziger Jahre. Wenn diese Aufnahmen heute nostalgisch anmuten, liegt das nicht nur an der analogen Schwarzweisstechnik. Galella steht für eine Berichterstattung und eine Wirklichkeit, die es nicht mehr gibt: Extraausgaben, Kontaktbögen, handgefertigte Abzüge mit sorgfältiger Nachbelichtung. Und Stars als Ikonen ewiger Schönheit, ewigen Lebens und ewigen Glücks. Das Verhältnis zwischen Star und Paparazzo war symbiotisch, Bild gegen Öffentlichkeit, das war der Deal.

Die Verwertungslogik von damals hat heute ausgespielt. Heute sind die Hoheiten anders verteilt. Ruhm ist ein Menschenrecht, dafür dauert er nur fünf Minuten: Jeder ist ein Star und jeder ein Paparazzo in der Öffentlichkeit der sozialen Medien.

Es sind die Geschichten hinter den Aufnahmen, die Galellas Bilder besonders machen. Brooke Shields, Michael Jackson und der kleingewachsene Schauspieler Emmanuel Lewis – der Star der damaligen ABC-Sitcom «Webster» – bei der 26. Grammy-Verleihung 1984 in Los Angeles. Hält nicht der Kinderliebhaber Michael seinen Berufsgenossen wie eine Puppe? Für sein Album «Thriller» wurde er zwölf Mal nominiert, eine Rekordzahl, acht Grammys erhielt er schliesslich. Brooke und Michael und Emmanuel: Die drei Freunde standen 1984 auf dem Höhepunkt ihres Ruhms. Galella hatte ihren Erfolg mit gestiftet. Für den Rest waren die Stars selber verantwortlich. Es gibt auch davon Bilder. Sie sind allerdings weniger schön.

Ron Galella – Paparazzo Extraordinaire: C/O Berlin, Oranienburger Strasse 35/36. Ausstellung: bis 26. 2.

## Belletristik

- 1(–) **Milena Moser:** Montagmenschen  
(Nagel & Kimche)
- 2(–) **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (Deuticke)
- 3(1) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabethaus  
(DTV)
- 4(2) **Paulo Coelho:** Aleph (Diogenes)
- 5(3) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige,  
der aus dem Fenster stieg und  
verschwand (Carl's Books)
- 6(6) **Catalin D. Florescu:** Jacob beschliesst  
zu lieben (C. H. Beck)
- 7(5) **Julian Barnes:** Vom Ende einer  
Geschichte (Kiepenheuer & Witsch)
- 8(4) **Sandra Brown:** Sündige Gier  
(Blanvalet)
- 9(9) **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (DTV)
- 10(–) **Jussi Adler-Olsen:** Schändung  
(DTV)

## Sachbücher

- 1(–) **Tomas Sedlacek:** Die Ökonomie von  
Gut und Böse (Hanser)
- 2(–) **Peter von Matt:**  
Das Kalb vor der Gotthardpost (Hanser)
- 3(1) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät  
(Gräfe und Unzer)
- 4(3) **Barney Stinson, Matt Kuhn:**  
Das Playbook (Riva)
- 5(2) **Rolf Dobelli:**  
Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 6(5) **Barney Stinson, Matt Kuhn:**  
Der Bro Code (Riva)
- 7(4) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (Bertelsmann)
- 8(6) **Remo H. Largo, Monika Czernin:**  
Jugendjahre (Piper)
- 9(–) **Röbi Koller:**  
Dr. Nils Jent (Wörterseh)
- 10(10) **Petra Bock:** Mindfuck  
(Droemer/Knaur)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Media Control

## Apropos: Musical mit Kondom

Drei grosse Musicalproduktionen feiern diese Woche hintereinander Premiere: Am Donnerstag macht eine schweizerdeutsche Version von «La cage aux folles» im Zürcher Bernhard-Theater den Anfang, am Freitag folgt in Bern die Uraufführung von «Alperose» mit Songs von Polo Hofer, am Samstag bringt das Theater St. Gallen den Klassiker «Chicago» auf die Bühne. Die «La cage aux folles»-Macher verkünden stolz: «Zum ersten Mal in der Geschichte dieses Musicals steht ein privates Paar (Erich Vock und Hubert Spiess) auch als Bühnenpaar (Albin und Georges) auf der Bühne.» Die Konkurrenz aus Bern legt den Fokus auf die Paare im Publikum: Der Premiereneinladung lag ein Kondom bei, da schon die Vorfreude *giggerig* mache. Nur die St. Galler haben nichts dergleichen zu bieten. Der Erfolg sei ihnen trotzdem beschieden. (rb)

## Glauben

# Religion für Atheisten

### Die Kirche bietet den Menschen Halt und Trost. Warum sollten nicht auch Ungläubige davon profitieren können?

Von Alain de Botton

Es dürfte keine langweiligere Frage geben, die man zur Religion stellen kann, als die nach ihrer «Wahrheit». Leider konzentriert sich die öffentliche Debatte, die von einem harten Kern fanatischer Gläubiger und einer ebenso kleinen Truppe fanatischer Atheisten geführt wird, in letzter Zeit auf ebendiesen Aspekt.

Mir ist eine andere Haltung lieber. Natürlich ist für mich kein Aspekt von Religion wahr im Sinne von «gottgegeben». Dass es keinen Heiligen Geist oder ein anderes göttliches Wesen gibt, ist klar. Es geht indes nicht darum, ob Gott existiert oder nicht, sondern darum, worüber man spricht, wenn man zu der Auffassung gelangt ist, dass Gott offenkundig nicht existiert. Ich finde, es muss möglich sein, auch als überzeugter Atheist Religionen gelegentlich nützlich, interessant und tröstlich zu finden – und zu fragen, ob bestimmte religiöse Ideen und Praktiken in den säkularen Alltag übertragen werden können.

Die christliche Dreifaltigkeitslehre und der achtfache Pfad des Buddhismus mögen einen kalt lassen – trotzdem kann man sich dafür interessieren, wie in Religionen gepredigt wird, wie sie zu Sittlichkeit anhalten, das Gemeinschaftsgefühl stärken, Malerei und Architektur befördern, zu Reisen inspirieren, das Denken ausbilden und zu Dankbarkeit für die Schönheit des Frühlings auffordern. In einer von säkularen und nichtsäkularen Fundamentalisten beherrschten Welt muss es möglich sein, Ungläubigkeit mit einer selektiven Wertschätzung von religiösen Ritualen und Ideen zu vereinbaren.

Interessant wird es ja erst, wenn wir nicht mehr glauben, Religionen seien gottgegeben beziehungsweise völlig hirnrissig. Dann können wir erkennen, dass wir Religionen als Antwort auf zwei zentrale Bedürfnisse erfunden haben, die ungebrochen aktuell sind und für die säkulare Gesellschaften noch keine überzeugende Lösung gefunden haben: erstens der Wunsch, in Frieden mit anderen zu leben, ungeachtet unserer tiefverwurzelten egoistischen und aggressiven Impulse. Zweitens die Notwendigkeit, mit den Schmerzen fertig zu werden, die berufliches Scheitern, problematische Beziehungen, der Tod von Angehörigen und unsere eigene Hinfälligkeit in uns verursachen. Gott mag tot sein, aber die drängenden Fragen, derentwegen wir ihn erfunden haben, verlangen noch immer Antworten, die auch dann bleiben, wenn wir auf wissenschaftliche Ungenauigkeiten in der Geschichte von den fünf Broten und den Fischen hingewiesen werden. Der Irrtum des modernen Atheismus besteht darin, dass er verkennt, dass

viele Aspekte der Religionen selbst dann relevant bleiben, wenn ihre Kernaussagen widerlegt worden sind. Sobald wir uns der Religion nicht mehr unterwerfen oder sie verspotten müssen, können wir sie als Fundgrube genialer Gedanken entdecken, die uns vielleicht helfen, einige der beharrlich vernachlässigten Probleme des säkularen Lebens zu lindern.

Ich bin in einem ausgesprochen atheistischen Elternhaus aufgewachsen, als Sohn säkularer Juden, die Religiosität mit dem Glauben an den Weihnachtsmann verglichen. Ich weiss noch, wie meine Schwester in Tränen ausbrach, als mein Vater versuchte, ihr die schlichte Vorstellung zu nehmen, dass irgendwo im Himmel ein zurückgezogen lebender Gott wohnte. Sie war damals acht Jahre alt. Wenn meine Eltern merkten, dass jemand in ihrem Freundeskreis heimlich religiöse Empfindungen hegte, betrachteten sie ihn mit jenem Mitleid, das man gemeinhin Demenzkranken entgegenbringt, und konnten sich nicht mehr dazu durchringen, ihn wieder ernst zu nehmen.

### Die Unglaubenskrise

Die Haltung meiner Eltern hat mich stark geprägt, doch als Mittzwanziger erlebte ich eine Unglaubenskrise. Meine Zweifel setzten beim Hören von Bach-Kantaten ein, entwickelten sich bei der Betrachtung bestimmter Bellini-Madonnen und wurden übermächtig bei der Begegnung mit Zen-Architektur. Aber erst Jahre nach dem Tod meines Vaters – der auf einem jüdischen Friedhof in Willesden in Nordlondon unter einem hebräischen Grabstein liegt, weil er interessanterweise keine Verfügung für eine säkulare Bestattung getroffen hatte – erkannte ich das ganze Ausmass meiner Ambivalenz hinsichtlich der dogmatischen Grundsätze, die mir als Kind eingepflanzt worden waren.

An meiner Gewissheit, dass es keinen Gott gibt, hat das nichts geändert. Der Gedanke, es könnte eine Möglichkeit geben, sich mit Religion auseinanderzusetzen, ohne ihren übernatürlichen Inhalt akzeptieren zu müssen – abstrakter gesagt: eine Möglichkeit, an die Väter zu denken, ohne die respektvolle Erinnerung an meinen eigenen Vater aufzuheben –, dieser Gedanke hatte etwas Befreiendes. Ich erkannte, dass mein fortwährender Widerstand gegen Thesen von einem Leben im Jenseits oder von Himmelsbewohnern kein Grund war, Musik, Bauwerke, Gebete, Rituale, Festlichkeiten, Schreine, Pilgerreisen ebenso abzutun wie gemeinschaftliche Mahlzeiten und kostbar illustrierte religiöse Handschriften.





*Frieden und Trost:* Alain de Botton, Schriftsteller.

Der Verlust von Praktiken und Themen, mit denen der typische Atheist unmöglich leben kann, weil sie zu eng mit dem üblen Geruch der Religion (Nietzsche) verknüpft sind, hat die säkulare Gesellschaft ärmer gemacht. Wir scheuen uns, das Wort Moral zu verwenden. Wir rümpfen die Nase bei dem Gedanken, eine Predigt zu hören. Wir verwerfen die Vorstellung, Kunst könne erbauen oder einen ethischen Auftrag haben. Wir unternehmen keine Pilgerreise. Wir können keine Tempel bauen. Wir haben keine Ausdrucks-

### Die Religiösen werden Anstoss nehmen an dem brüskem Umgang mit ihren Ansichten.

formen für Dankbarkeit. Die Vorstellung, ein Selbsthilfebuch zu lesen, ist für Aufgeklärte absurd. Wir haben etwas gegen geistige Übungen. Fremde singen nicht miteinander. Wir stehen vor der unangenehmen Wahl, an bestimmte Vorstellungen von abstrakten Gottheiten zu glauben oder aber auf ein ganzes Bündel von tröstenden, subtilen oder einfach schönen Ritualen zu verzichten, für die es in säkularen Gesellschaften keine Entsprechungen gibt.

Militante Atheisten haben dafür gesorgt, dass die Religion Erfahrungsbereiche exklusiv

für sich beansprucht, die von Rechts wegen allen Menschen gehören – und die für ein säkulares Leben zurückzufordern, uns nicht unangenehm sein sollte. Schon das frühe Christentum hat sich sehr geschickt fremde Ideen angeeignet und zahllose heidnische Praktiken übernommen, mit denen moderne Atheisten in der irri- gen Annahme, es seien christliche Praktiken, nichts zu tun haben wollen. Die neue Religion übernahm Wintersonnenwendefeste und präsentierte sie in christlicher Verpackung. Sie übernahm das epikureische Ideal des Lebens in philosophischer Gemeinschaft und formte daraus das Mönchtum. Die modernen säkularen Gesellschaften stehen vor der Aufgabe, den religiösen Kolonisationsprozess rückgängig zu machen, Ideen und Rituale von den religiösen Institutionen zu trennen, die Anspruch auf sie erheben, sie aber nicht besitzen.

### Erfolgreichste Denkfabrik

Natürlich wird meine Einstellung Parteigänger beider Seiten verärgern. Die Religiösen werden Anstoss nehmen an dem brüskem, selektiven und unsystematischen Umgang mit ihren Ansichten. Religionen sind keine Buffets, werden sie rufen, wo man sich nach Lust und Laune irgendwelche Häppchen aussuchen kann. Aber der Niedergang vieler Religionen gründet in

ihrer unsinnigen Forderung, der Gläubige habe zu essen, was auf den Tisch kommt. Warum sollte es nicht möglich sein, die Darstellung der Anspruchslosigkeit auf den Fresken Giottos zu schätzen, die Verkündigung aber zu ignorieren, oder das buddhistische Mitleidsgebot zu bewundern, die Lehre von der Wiedergeburt aber zu übergehen? So wie ein Literaturfreund aus dem Kanon seine Lieblingsschriftsteller auswählen kann, so darf doch ein Ungläubiger bei dieser oder jener Religion vorbeischauchen. Militante Atheisten mögen ihrerseits empört sein, wenn Religionen in einer Weise betrachtet werden, als wären sie ein immerwährender Prüfstein unserer Bedürfnisse. Sie werden auf die institutionelle Intoleranz vieler Religionen hinweisen und auf die ebenso reichen, aber weniger irrationalen und unliberalen Schätze von Trost und Erkenntnis, die uns Kunst und Wissenschaft bieten. Sie mögen überdies fragen, warum jemand, der so viele Facetten der Religion nicht akzeptiert, der sich ausserstande sieht, etwa das Dogma von der jungfräulichen Geburt zu vertreten oder bei den ehrwürdigen Jataka-Geschichten über den Buddha in diversen Inkarnationen zustimmend zu nicken – warum so jemand sich noch immer mit einem derart desavouierten Gegenstand wie dem Glauben auseinandersetzt.

Die Antwort darauf lautet, dass Religionen schon allein wegen ihrer gedanklichen Entwürfe unsere Aufmerksamkeit verdienen und auch, weil sie die Welt in einer Weise verändert haben, wie das nur wenigen säkularen Institutionen gelungen ist. Sie verbinden Theorien über Ethik und Metaphysik mit praktischem Engagement in Bildung, Mode, Politik, Touristik, Gastronomie, Initiationsfeiern, Verlagswesen, Kunst und Architektur – ein Spektrum von Interessen, das die Errungenschaften noch der grössten und einflussreichsten säkularen Bewegungen und Individuen in den Schatten stellt. Wer sich für die Verbreitung und Wirkung von Ideen interessiert, muss fasziniert sein von den Zeugnissen der erfolgreichsten Bildungseinrichtungen und Denkfabriken, die es in der Geschichte je gegeben hat.

Religionen haben Facetten, die selbst für den skeptischsten Zeitgenossen relevant und tröstlich sind. Atheisten können in all dem, was sie als unwahr verwerfen, etwas Schönes, Berührendes und Kluges für sich entdecken. Die Weisheit der Religionen gehört der gesamten Menschheit, selbst den rationalsten Zeitgenossen, und sie verdient, von den grössten Feinden des Übernatürlichen wahrgenommen zu werden. Religionen sind zu nützlich, zu einflussreich und zu raffiniert, als dass man sie den Religiösen überlassen dürfte.

Alain de Botton, Bestsellerautor mit Schweizer Wurzeln, sorgte kürzlich mit seinen Plänen für einen Atheisten-Tempel in London für Schlagzeilen. Sein neues Buch «Religion for Atheists» ist vor wenigen Tagen auf Englisch erschienen.

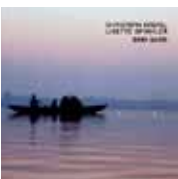
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.

## Das Normale und die Sehnsucht

Von Peter Rüedi

Ist der Jazz insgesamt eine Musik des Dazwischen, ist der Jazzgesang ein Niemandland im Quadrat. Historisch noch näher an der Schmuddelzone der «Unterhaltungsmusik» als der improvisierte Jazz (der sich seinerseits ungeniert der Songs aus dem «Great American Songbook», [GAS], bediente), waren Sängerinnen noch weit über den Swing hinaus so etwas wie Lockvögel des Populären, die Konzession an den breiten Publikumsgeschmack. «Jazzsängerin» war eine Art Widerspruch in sich. Für alle grossen Vokalistinnen des klassischen Jazz galt, was von Billie Holiday gesagt wurde: «She turned rubbish into roses.» Nun gibt es zwar im GAS, dem imaginären Kompendium der Hits aus Filmen und Musicals, tatsächlich jede Menge versteckte Kleinkunstwerke, aber eben auch vieles, was nicht nur inhaltlich (in den Texten, den *lyrics*) selbst für Liebhaber des *camp* unter der sprichwörtlichen Sau ist. Abgesehen davon, dass auch der tollste Standard irgendwann zum Gemeinplatz verkommt, sich nach der x-tausendsten Version «The Man I Love» unweigerlich in den Animier-Song zurückverwandelt, der das einmal war. Natürlich rief das nach Gegenentwürfen. Namentlich in Europa suchten Sängerinnen nach Auswegen aus der Erotikfalle und fanden sie im Artistischen und im Ätherischen. Ende der Geschichtsstunde.

Die fabelhafte Baslerin Lisette Spinnler ist jenseits solcher (historisch verständlichen) Verspanntheiten. Sie ist eine höchst flexible, sensible, poetische, warme Stimme, etwa gleich weit entfernt von Nightclubs und Cabarets wie von abstrakten anorektischen Vokalexperimenten. Sie steht, gleichzeitig intim und diskret, mit beiden Füßen auf dem Boden, den Kopf in «fernen Himmeln». So heisst einer der Titel ihres Duo-Albums mit Christoph Stiefel, der ihr am (teilweise präparierten) Flügel die Flugräume schafft – in vier übernommenen Kompositionen (keine Cover-, eher Undercover-Versionen von Dolly Parton, Anouar Brahem, Youssou N'Dour, einem türkischen Traditional) und in sechs schönen, eigenwilligen eigenen von Stiefel selbst. Poetische Kunst statt Künstlichkeit. Was denn doch mit Erotik zu tun hat. Wenn auch mit sublimierter.



Christoph Stiefel/  
Lisette Spinnler:  
Bima Sakti- Traumton 4565

## Der Vernichtungsversuch

Der *Spiegel* wirft dem Schweizer Autor Christian Kracht «rechtes Gedankengut» vor. Was steht dahinter? Von Hubert Spiegel



Meisterwerk oder Machwerk? Autor Kracht.

Man stelle sich vor, ein Schweizer Schriftsteller schreibe den folgenden Satz: «Ein Jude, eine Frau und ein Schwarzer, das ist die Schweiz, das ist die neue Welt.» Was würde passieren? Aufschrei, Empörung, Skandal? Vermutlich. Denn nicht wenige Leser würden denken, hier ziehe ein antisemitischer frauenfeindlicher Rassist hohnlachend vom Leder.

Der zitierte Satz stammt tatsächlich von einem Schweizer Schriftsteller. Er findet sich in Christian Krachts Roman «Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten», der vor vier Jahren erschien. Aber niemand nahm Anstoss, niemand schrie auf. Denn im Roman kommt der Satz aus dem Munde eines Juden, der gerade mit der schwarzen Hauptfigur des Romans über die eigene Ehefrau spricht.

Damals hat Kracht der Schweiz in seinem Buch Kolonien angedichtet. Heute, in seinem neuen Roman «Imperium», erinnert er an ein fast vergessenes Kapitel der deutschen Geschichte, als das deutsche Kaiserreich die drittgrösste Kolonialmacht der Welt war. Krachts Hauptfigur, August Engelhardt, hat tatsächlich gelebt: obskurer Sektengründer, selbsternannter Heilsbringer aus der Ära der Lebensreformer um 1900 und verrückter Prophet der Kokosnuss in Deutsch-Neuguinea, der seine Jünger dazu verdonnerte, sich ausschliesslich von der Palmfrucht zu ernähren, weshalb die kleine Gemeinde der «Kokovoren» buchstäb-

lich bis zum Wahnsinn an Mangelerscheinungen leiden musste. Kracht lässt Engelhardt, der 1919 jämmerlich zugrunde ging, im Roman bis 1945 leben. Bis zu jenem Zeitpunkt also, an dem nicht nur Kaiser Wilhelms Kolonialträume, sondern auch Adolf Hitlers Grossmachtphantasien endgültig ausgeträumt waren.

### Angezettelter Skandal

Noch vor dem Erstverkaufstag haben etliche deutsche Zeitungen «Imperium» bereits rezensiert. Die linke *Taz* zeigt sich enttäuscht, für die *Welt* handelt es sich um ein «Meisterwerk», auch die *Zeit* findet das Buch «meisterhaft». Der *Spiegel* räumt seinem Autor Georg Diez vier Seiten ein, viel Platz für eine Rezension. Aber es geht gar nicht um Literaturkritik, sondern um einen veritablen Vernichtungsversuch. Das Nachrichtenmagazin will Kracht als «Türsteher der rechten Gedanken» entlarven, an dem sich studieren lasse, «wie antimodernes, demokratiefeindliches, totalitäres Denken seinen Weg findet hinein in den Mainstream». Mit anderen Worten: Es geht darum, einen Literaturskandal anzuzetteln.

Meisterwerk oder Machwerk? Brillante literarische Konstruktion oder ein perfides Blendwerk, das rechtsextremes Gedankengut im Kassiber der Kolonialgeschichte in die Köpfe schmuggeln soll? Der *Spiegel*, das einstige Sturmgeschütz der Demokratie, versucht sich zur Abwechslung einmal als Zimmer-Flak der Literaturkritik. Argumentiert wird ausführlich, aber alles andere als überzeugend: Ein verrückter Sektengründer um 1910 ist nun einmal nach heutigen Massstäben keine politisch korrekte Figur. Ebenso wenig war der Kolonialismus ohne Rassismus denkbar. Aber das ist dem Autor nicht anzulasten.

Kracht provoziert, gewiss. Er ist ein Kulturpessimist und Zivilisationskritiker, dessen Ästhetizismus sich indes bewusst ist, dass ästhetische Esoterik und gesellschaftliche Aggressivität fast immer in Verbindung miteinander stehen. Ob er in «1979» ins Teheran der Ajatollahs reist oder wie jetzt ins «Neupommern» der deutschen Kolonien, Kracht umkreist auf seine ganz eigene Art und Weise immer jenen Punkt, an dem Ideale, Reformen, ästhetische oder politische Programme pervertiert werden und in die Katastrophe münden. Das ist kein Skandal, sondern der Versuch, den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts literarisch beizukommen.

Hubert Spiegel ist Redaktor im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.



# Wo alles Schöne verglüht

Whitney Houston hat die Popmusik in die Welt der Oper entführt. *Von Thomas Würdehoff*

Stellt man sich das Leben der Whitney Houston im Zeitraffer vor, wird das opernhafte Monströse dieser Tragödie sichtbar, die gleichsam märchenhafte Folgerichtigkeit dieser Biografie. Wie einer ihrer Töne, von denen man hoffte, sie würden niemals aufhören. Ohne Vibrato. Ohne Schnörkel. Kerzengerade bohrt sich so ein Ton ins Herz. Es ist ein Ton, der süchtig macht. «And I . . . will always love you.»

Hineingeboren in eine Umgebung, in der Musikmachen so selbstverständlich wie Atmen war, schien Whitney Houstons Weg eigentlich schon nach dem ersten Schrei festgelegt. Ihre Mutter Cissy Houston, eine Gospelsängerin, hatte gute Jobs als Backgroundsängerin mit ihrer Gruppe Sweet Inspirations – immerhin bei Kalibern wie Dusty Springfield, Otis Redding, Elvis Presley oder eben auch bei ihrer höchst erfolgreichen Nichte Dionne Warwick («Do You Know The Way To San José»). Und dann bei Jimi Hendrix und natürlich bei der Patentante ihrer Tochter, der grossen Aretha Franklin, deren Hit «Respect» Klein Whitney schon als knapp Vierjährige durchbrüllen konnte.

Logisch, dass die stimmlich frühreife Whitney sehr bald schon im Nebenjob bei Sessions von Chaka Khan oder Lou Rawls sang. An eine eigene musikalische Karriere dachte sie dabei zunächst nicht – sie sah blendend aus und wollte eigentlich Model werden. Und Magazine wie *Vogue* und Modefotografen begannen sich zunehmend für die strahlende Schönheit aus Newark, New Jersey, zu interessieren. Mit siebzehn zierte sie als erstes farbiges Model die Titelseite der Teenie-Postille *Seventeen*.

## Diese Frau konnte alles

Und wie im Märchen ging's schnurgerade ohne Brüche weiter. Bei einem ihrer Gastauftritte in der Show von Mutter Cissy wirft der Plattenmogul Clive Davis, eine schon damals legendäre Spürnase auf der Fährte von Gross Talenten, sein unbestechliches Auge auf Whitney Houston. Und wenn Clive Davis ein Talent aufspürt, dann kann es sich nur um eine Goldader handeln. Drunter macht er's nicht. Beispiele für seinen Trefferinstinkt sind Legion: Janis Joplin, Patti Smith, Santana, Barry Manilow, Bruce Springsteen und Pink gehören zu jenen, denen die Begegnung mit dem unscheinbaren Superproduzenten sehr guttat.

Das Goldkehlchen war nichts für Assistenten, hier überwachte Davis die Ausbildung

selbst. Zwei Jahre lang bereitete er seine Entdeckung vor, investierte 250 000 Dollar – und dann schoss er es in die Umlaufbahn. Fliegen konnte Whitney allein. Vorerst.

## Eine Phrase bis zur Ekstase

Sofort mit ihrem ersten Album, «Whitney Houston», war klar, dass diese zweiundzwanzigjährige Frau alles konnte. Nicht nur, dass sie eine Drei-Oktaven-Stimme mit Spannkraft aus Stahl hatte – Whitney Houston konnte mühelos zwischen den Etagen ihrer Möglichkeiten wechseln. Sie spielte übermütig mit und zwischen den Registern. Die Songs und Produzenten, die Clive Davis für sie ausgesucht hatte, waren nicht weiter bemerkenswert, aber bei Whitney Houston erfüllte sich die knallharte Sinatra-Weisheit: «It's the singer, not the song.»

Dass Kritiker an ihren Alben durchweg die Glätte der Produktion bemängelten, mag berechtigt sein, ist aber nebensächlich. Tatsächlich war es ihr Gesang – und nur ihr Gesang –, der im Vordergrund ihrer Produktionen stand. Ob nun die Arrangements seifig, ob das Material eher seicht geraten war, spielte keine Rolle. Whitney Houston hatte die Popmusik in die Welt der Oper entführt, ohne dass es unangenehm aufgefallen war.

Wie die grossen Diven der Oper verfügte sie über eine unangreifbare Technik, mit der sie

vokal so schwindelerregend zaubern konnte wie sonst nur eine Edita Gruberova oder eine Cecilia Bartoli in ihren Supermomenten. Whitney Houston konnte eine Phrase bis zur Ekstase ausreizen – eine routiniert gesetzte Schnulze wie Dolly Partons «I Will Always Love You» konnte sie in eine ergreifende Power-Ballade verwandeln, die einem Gänsehautschauer verabreichte. Ihre Cousine Dionne Warwick verglich die Gefahren eines Songs mit einem eng geschnittenen Kleid, in das man schlüpfen müsse: «Rein kommen viele, aber manche kriegen halt den Reissverschluss nicht zu!» Whitney Houston brauchte nicht mal einen Reissverschluss. Ihr passte jede Grösse. Atemberaubend!

«Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos» heisst ein Film des deutschen Regisseurs Alexander Kluge. Diese Ratlosigkeit ganz oben, ein kurzer Moment der Irritation, könnte den Sturz der Whitney Houston eingeleitet haben. Nachrufe tendieren angesichts von Whitneys freiem Fall, der schattiert ist von Drogen und Alkohol, zu mahnenden Nachbetrachtungen: Lasst halt die Finger von diesem Crack! Heiratet die richtigen Männer! Lasst euch nicht mit der Musikindustrie ein . . .

Schon richtig. Aber vielleicht gibt es für Menschen, die die Nähe der Sonne suchen, tatsächlich einen Höhepunkt der Perfektion und der Schönheit. Einen Moment, wo alles Schöne plötzlich verglüht. Weiter oben ist da nur noch das Nichts. Oder ein Gott. Es ist ein Ort, von dem aus man nur noch nach unten rasen will, so schnell, dass man es kaum mehr spürt. «The biggest devil is me», sagte Whitney Houston vor zehn Jahren in einem Interview. «I'm either my best friend or my worst enemy.» Da gibt es keine Wahl mehr. ○



Unangreifbare Gesangstechnik: Sängerin Houston, 1988.

## Top 10

### Knorr's Liste

1	Hugo	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
2	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
3	The Girl with the Dragon Tattoo	★★★★☆
	Regie: David Fincher	
4	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
5	J. Edgar	★★★★☆
	Regie: Clint Eastwood	
6	Tinker, Tailor, Soldier, Spy	★★★★☆
	Regie: Tomas Alfredson	
7	Carnage	★★★★☆
	Regie: Roman Polanski	
8	Drive	★★★☆☆
	Regie: Nicolas Winding Refn	
9	The Artist	★★★☆☆
	Regie: Michel Hazanavicius	
10	Hysteria	★★★☆☆
	Regie: Tanya Wexler	

### Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	65 522
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (-)	The Vow	17 116
	Regie: Michael Sucsy	
3 (-)	Hugo (3-D)	13 902
	Regie: Martin Scorsese	
4 (3)	The Descendants	9342
	Regie: Alexander Payne	
5 (2)	Jack and Jill	7345
	Regie: Dennis Dugan	
6 (6)	Man on a Ledge	7301
	Regie: Asger Leth	
7 (4)	The Girl with the Dragon Tattoo	6841
	Regie: David Fincher	
8 (-)	Star Wars: Episode I (3-D)	6781
	Regie: George Lucas	
9 (5)	Underworld: Awakening	5708
	Regie: Måns Mårland	
10 (8)	The Artist	5013
	Regie: Michel Hazanavicius	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (1)	Colombiana (Rainbow)
2 (-)	Johnny English (Universal)
3 (5)	Kill the Boss (Warner)
4 (2)	Cowboys & Aliens (Rainbow)
5 (3)	Conan (Warner)
6 (4)	Freunde mit gewissen Vorzügen (Sony)
7 (-)	The Double (Impuls)
8 (8)	Warrior (Impuls)
9 (6)	Set-up (Ascot Elite)
10 (7)	Hangover 2 (Warner)

Quelle: Media Control



Komisch-herbe Höhepunkte: Oskar (Thomas Horn) und sein Grossvater (Max von Sydow).

### Kino

## Der Volldampf-Bengel

In der Verfilmung von Jonathan Safran Foers Roman «Extremely Loud & Incredibly Close» brilliert der Knabe Thomas Horn. Von Wolfram Knorr

US-Schriftsteller Don DeLillo mahnte, geschichtliche Ereignisse nicht zu früh umzusetzen. Statt die notwendige Distanz zu haben, erstarre das Werk dann in Ergriffenheit. Beim Film, seit je darauf stolz, aktueller reagieren zu können, ist das nicht anders. In jenen frühen Spielfilmen über die World-Trade-Center-Anschläge wie «United 93», «September» oder «Reign over Me», kann das Personal vor tiefender Betroffenheit kaum normal gehen und sprechen. Einer ehrlichen Aufarbeitung dient eine solche Haltung nicht, sie vernebelt nur den Blick. Ein wenig tappte in diese Falle auch der hochbegabte und -gelobte Jonathan Safran Foer («Alles ist erleuchtet») mit seinem 9/11-Roman «Extremely Loud & Incredibly Close», 2004 erschienen.

Bei aller stilistischen Brillanz und Originalität – auch er entkam der Ergriffenheitsfalle mit der Neigung zum Kitsch nicht. Für den Film allerdings ist eine solche Offerte gerade verführerisch, eine Steilvorlage. Was aber Regisseur Stephen Daldry («Billy Elliot») und Autor Eric Roth («Forrest Gump») aus Foers Vorlage machten – über weite Strecken zumindest –, ist das furiose Psychogramm eines Kindes, das am 11. 9. 2001 den geliebten Vater verlor. Zur Unglückszeit befand er sich in einem Meeting in einem der Twin Towers. Was dem zehnjährigen Knaben Oskar Schell (Thomas

Horn) von ihm bleibt, sind sechs letzte Anrufe auf dem Anrufbeantworter.

Roth und Daldry haben die Story verschlankt und sie auf den Knaben Oskar konzentriert, im Roman ein Geistesverwandter vom Blechtrommler Oskar Matzerath (Schell hat ein Tamburin). Roth hat die Figur vom literarischen Ballast befreit; was beide Oskars noch gemeinsam haben, ist ihre Traumatisierung durch die Welt der Erwachsenen und ihre Aussenseiterposition. Matzerath weigert sich zu wachsen, Oskar Schell leidet am Asperger-Syndrom (einer Form des Autismus). Der Vater (Tom Hanks) konnte diese spezielle «Insel-Begabung» in eine kreative Richtung lenken, die der Junge nun, nach dem Tod seines Dads, voll auslebt: Oskar findet im Nachlass einen Schlüssel mit der Aufschrift «Black» und beschliesst in seinem Wahn für Statistiken, alle 478 New Yorker Blacks zu besuchen, um das Schloss zu finden, in das der Schlüssel passt. Mit Realismus hat das natürlich nichts zu tun; es ist, wenn schon, magischer Realismus; auf jeden Fall eine wilde Seelen-Odyssee zum Vater, um ihn nicht zu verlieren. Zu den komisch-herben Höhepunkten gehört der stumme Opa (Max von Sydow), der seinen neunmalklugen Enkel zeitweise begleitet.

Die Hatz gerät eine Spur zu putzig: zu lieb, zu goldig, wie sich Oma (Zoe Caldwell), Mama



(Sandra Bullock), Portier Stan (John Goodman) und alle anderen um den Jungen sorgen – bis auf den extrem spröden Opa –, aber Thomas Horn als Oskar lässt das über weite Strecken einfach vergessen. Der Junge ist ein Naturereignis! Wie er das schrille Wunderkind gibt, hochbegabt, altklug, nervtötend, mitleiderregend, beleidigend, mit Macker-Allüren, Bengel-Verbohrtheiten, ein Derwisch: Das ist in seinem kolossalen Volldampf unbedingt sehenswert. ★★★★★

## Weitere Filmstarts

**War Horse** — Steven Spielbergs jüngstes Opus ist eine Art Schollen-E.-T. Kein ausserirdischer Knuddel will hier nach Hause, sondern ein Pferd, ein edler Hengst, den ein verbohrter Landwirt (Peter Mullan) ersteigert. Für die Feldarbeit ist Joey nicht geeignet, und trotzdem schafft es Bauern-Filius Albert (Jeremy Irvine), der sich liebevoll des Hengstes annimmt, den Vierbeiner für den Acker abzurichten. So gehärtet und gestählt, beginnt Joey eine wilde Reise durchs Stahlgewitter des Ersten Weltkriegs: erst bei der britischen Kavallerie, dann bei den Deutschen als Zugpferd ihrer gewaltigen Kanonen und schliesslich auf dem Schlachtfeld, wo er in Stacheldrahtverhauen fast verendet. Doch ein Herz für Tiere (und ganz besonders für Pferde) eint die Feinde, und so befreien ein britischer



Für die ganze Familie: Spielbergs «War Horse».

und ein deutscher Landser Joey vom Stacheldraht. Und im Lazarett gibt's mit Albert ein wunderbares Wiedersehen. 1982 erschien der Bestseller von Michael Morpurgo, die Geschichte wurde sogar für die Bühne adaptiert. Spielberg hat daraus in seiner bewährten Art – Märchen, Kitsch und Emotionen – einen prächtigen Familienfilm gemacht. ★★★☆☆



**Unerwachsen:** Theron in «Young Adult».

**Young Adult** — Kinderbuchautorin Mavis Gary (Charlize Theron), frisch geschieden, will ihren alten Highschool-Lover (Patrick Wilson) zurückerobern. Der allerdings ist glücklich verheiratet und gerade Vater geworden. Gary ist das wurscht. Selten war eine «Heldin» so betörend schlampig, nervig und unsympathisch wie Charlize Theron. Jason Reitmans («Up in the Air») ätzendes Porträt über die Erwachsenen, die nicht erwachsen werden wollen. ★★★☆☆

**La source des femmes** — Seit ewigen Zeiten schleppen die Frauen das Wasser ins Dorf, und die Traditionalisten wollen das, trotz Einzug der Moderne, nicht ändern. Darauf beschliessen die Frauen einen Liebestreik. Inspiriert von Aristophanes' «Lysistrata»-Komödie, versucht Radu Mihaileanu («Le concert») den Konflikt zwischen Tradition und Moderne zur Kunst hochzuwuchten. Das Ergebnis ist verquast und verlogen. ★☆☆☆☆

## Fragen Sie Knorr

Ab wann gilt Sex im Film als Pornografie?  
R.S., *Rüschlikon*



Purer Trieb, null Handlung, das Geschlechtsteil in der Hauptrolle – das ist Porno, «einfacher Porno». Ein bisschen Handlung, und schon firmiert das Ganze als Sex. Weil sich Porno im Internet und Home-Entertainment durchgesetzt hat, hechelt das Kino hinterher. Was waren das, gemessen an den gegenwärtigen Sexszenen, noch für herrliche Zeiten, als Jane Russell sich vor Gericht

verantworten musste, weil man ihr vorwarf, im Western «Geächtet» (1943) mit einem künstlich ausgestopften Busen das Publikum bewusst angeheizt zu haben. Produzent und Regisseur Howard Hughes rückte mittels raffinierter Kleidung, Licht und Kameraperspektive Jane Russells Oberweite derart in den Vordergrund, dass es wie in einer Hochspannungsleitung knisterte.

### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Fernseh-Kritik

# Lobe deinen Gegner

Von Rico Bandle

Wie bringt man seinen Kontrahenten in Verlegenheit, ohne ihn anzugreifen? SVP-Nationalrat Lukas Reimann zeigte in der letzten «Arena», wie das funktioniert. Er war als Gegner der Buchpreisbindung geladen, zu den Befürwortern gehörte der Schriftsteller Franz Hohler. Gleich in seiner ersten Wortmeldung lobte Reimann das neueste Buch Hohlers in vollen Zügen – als ob der Autor nicht seit Jahrzehnten urlinke Anliegen wie eine grosszügige Asylpolitik oder den Atomausstieg propagierte. «Ich habe hier das Buch «Der Stein» von Franz Hohler mitgebracht, ein wunderbares Buch, das ich sehr empfehlen kann», sagte Reimann. Aufgrund dieses Werks erklärte er, weshalb er die Buchpreisbindung als falsch erachte.

Franz Hohler, der, in der zweiten Reihe stehend, erst viel später zu Wort kam, meinte ungläubig lachend: «Ich bin ganz gerührt, dass Lukas Reimann mein Buch gelesen und erst noch gerühmt hat.» Wirklich wohl schien ihm dabei aber nicht. Lob von der falschen Seite kann schmerzvoller sein als der schärfste Angriff.

Auch sonst behielt der Moderator Urs Wiedmer recht, der zu Beginn der Sendung sagte, das werde eine «besondere «Arena»». Beide Seiten betonten immer wieder, wie wichtig das Lesen sei, dass die Bücher ein schützenswertes Kulturgut darstellten. Was die Zahlen anbelangte, war die Preisbindungsgegenseite weit besser vorbereitet: FDP-Nationalrat Ruedi Noser rechnete vor, dass die Buchbranche jährlich mit 250 Millionen Franken subventioniert werde. Dass ein Grossteil dieses Geldes an Bibliotheken fliesst, deren kostenloses Buchangebot den Verkauf konkurrenziert, damit wollte niemand aus der Buchbranche kontern – keiner wollte den Verdacht aufkommen lassen, er sei gegen die öffentlichen Bibliotheken.

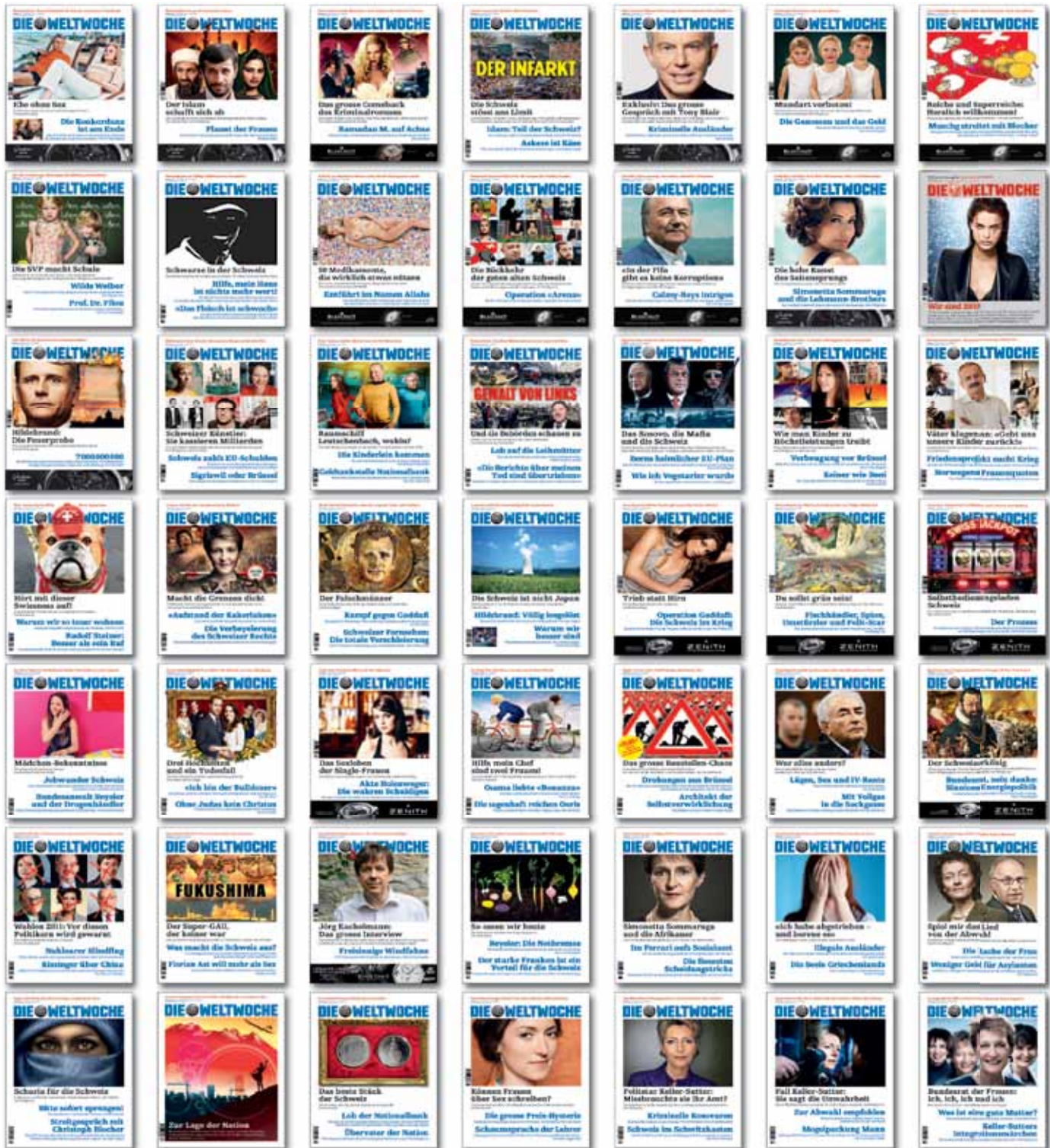
Die Haupteckdaten dieser Diskussion: Wenn alle Politiker die Literatur dermassen liebten und so viel lesen würden, wie die in der «Arena» anwesenden von sich behaupten, dann müsste sich die Buchbranche keine Sorgen um ihre Zukunft machen – mit oder ohne Preisbindung.

Arena: Freitag, 22.20 Uhr, SF 1



# Anders, als Sie denken.

Mehr Durchblick, mehr Recherche, mehr Vielfalt.



Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.

Telefon 043 444 57 01, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch oder unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).





## Mein Interview

Unser Kolumnist fährt an eine Party, auf der er Milliardäre und ein Supermodel trifft – zudem Kollegen, die ihn jetzt weniger mögen. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Berlin, ein Fest zu Ehren von *Andy Warhol's Interview*-Magazin (deutsche Ausgabe) fand statt. (Zusätzliche Info respektive Haftungsausschluss: Die Zeitschrift kam bereits am 27. Januar erstmals raus, doch die Verantwortlichen warteten zu mit der Party bis am Vorabend der Berlinale-Eröffnung, weil für die Filmfestspiele halbfette Namen in die Stadt fahren. Und MvH ist bei *Interview* als Schreiber im Boot, im Grunde.) Veranstaltungsort war die ehemalige Jüdische Mädchenschule an der Auguststrasse, in Ostberlin, wo Ihr Kolumnist selten hingehet, er mag den Westen der Stadt. *However*, die neue «Pilgerstätte für Kunstliebhaber» (*Berliner Morgenpost*) hat ihm gefallen.

In einem Raum im vierten Stock – halb so gross wie ein Fussballfeld fast... Platz und Räume haben sie in Berlin, kann man schreiben – sang *Charlotte Gainsbourg* (mit fünf oder sechs sie begleitenden Musikern, was recht gut ist für den Launch eines Magazins, wenn man es sich überlegt). Unter den Zuhörern war *Jake Gyllenhaal*, der mir gefällt als Schauspieler, bloss erkannte er mich nicht. Ebendort begegnete mir *Alexander Schönburg* oder, genauer, Alexander Graf von Schönburg-Glauchau, mit dem ich bekannt bin. Er kennt im Verhältnis vielleicht doppelt so viele halbfette Namen in Berlin wie MvH in Zürich, und das ist nicht schlecht – sein *day job* ist Ressortleiter «Letzte Seite» der *Bild*-Zeitung. Alexander stellte mich einem vor mit folgenden Worten: «Das ist *Mark van Huissing*, der bedeutendste Kolumnist der

Schweiz.» Und ihn stellte er vor: «Das ist *Gerd Harry Lybke*, der bedeutendste Galerist Deutschlands», was vermutlich vom Entwurf her irgendwie stimmt (seine Galerie heisst «Eigen + Art», befindet sich in Leipzig und Berlin, er vertritt, unter anderen, Neo Rauch und *Martin Eder*). *Gerd Harry*, der «*Judy*» genannt wird (in Anlehnung an einen rotblonden Wuschelkopf aus der Serie «*Lieber Onkel Bill*»), steht bei Wikipedia, obwohl er fast eine Glatze hat heute), sagte, wir seien in dem Fall sehr bedeutend oder sogar bedeutungsschwanger. Anschliessend fragte er, und das fand ich interessant, wer *Alexander* sei.

Eine kurze Zeit lang meinte ich danach, ich sei in der Redaktionskonferenz des Magazins vom *Tages-Anzeiger* – *Finn Canonica*, *Miklós Gimes* und *Daniel Binswanger* befanden sich neben mir. Man weiss ja nie richtig, worüber man reden soll mit Kollegen, wenn diese für eine Geschichte unterwegs sind wie man selber. Glücklicherweise (für mich) kam in dem Augenblick *Jörg Koch*, *Interview*-Chefredaktor, vorbei und führte mich in das abgetrennte Zimmer, in dem es weitere Gäste gab.

Ich sah *Wladislaw Doronin*, den Immobilienunternehmer, dem die deutsche und russische Ausgabe von *Interview* gehören. Ich redete einige Minuten mit ihm, über die Hefte, über Häuser und so weiter (das war ein genauer Satz: «Ich redete mit ihm», er sagt wenig, macht selten Rückmeldungen, ich bin ein wenig bekannt mit ihm) – es war ein gutes Gespräch, denke ich. Seine Freundin, *Naomi Campbell*, und ich haben weniger gemeinsame Interessen, so sieht es aus, obwohl sie an diesem Abend *sweet* war zu allen und sich gut zu unterhalten schien (sie hat schöne Haut, finde ich, aber ihre Haare, die zurzeit recht kurz und ein wenig bewegt sind, gefallen mir lange und gerade besser). *Heike Makatsch* war auch dort (finde ich attraktiv); zudem *Peter Brant* (Filmproduzent, Besitzer der Fa. Brant Publications, die etwa das amerikanische *Interview*-Magazin herausgibt, Kunstsammler, Ehemann von *Stephanie Seymour* sowie *billionaire*, 2,4 Milliarden angeblich, finde ich attraktiv, ebenfalls, auf seine Art), ausserdem *Anja Schwing*, Mit-Gastgeberin und *Interview*-Publishing-Director (so etwas wie die Verlagsleitung). Die erste Ausgabe der Zeitschrift, für die, die das interessiert, war nur ein wenig weniger gut als die Party – die Bilder von *James Nachtwey*, der *Bangkok* fotografierte, wo er wohnt, sowie Briefe von *Adriano Celentano* an *Maurizio Cattelan* (und umgekehrt) mochte ich (ich empfehle das Heft).

Die gute Nachricht zum Schluss aus Zürich: Am 23. Februar ist *Claudio Zuccolini* Gaststar von MvH an der «Promi-Interview-Night» im «*Meylenstein*» in Zürich Tiefenbrunnen (Vorsicht: früherer Veranstaltungsbeginn, 18.30 Uhr, mehr «*After Work*» als «*Night*» also). Zwei Männer, einer, der lustig ist, und einer, der sich lustig findet – das kann lustig werden.

## Gesellschaft

# Lost in Perugia

Von *Beatrice Schlag* — *Amanda Knox* will Buchmillionärin werden. Geht das überhaupt?

Am 3. Oktober 2011 wurde in Perugia die amerikanische Studentin *Amanda Knox* im Berufungsverfahren vom Gericht vom Verdacht freigesprochen, an der Vergewaltigung und Ermordung ihrer britischen Mitbewohnerin *Meredith Kercher* teilgenommen zu haben. Wer zusammen mit dem geständigen Afrikaner den Mord begangen hat, bleibt offen. Nur so viel steht fest: Ein Einzeltäter kann es nicht gewesen sein. Aber die Beweise für eine Beteiligung von *Knox* und ihrem italienischen Freund waren so dürftig, dass das Gericht keine Wahl hatte.

Am nächsten Tag flog der 24-jährige «*Engel mit den eisigen Augen*», wie die italienische Presse sie nennt, in ihre Heimatstadt *Seattle* zurück. Am Flughafen bedankte sie sich bei allen, die ihr während der Haft beigestanden hatten. Seither hat die Amerikanerin kein öffentliches Wort mehr gesagt, sondern an ihrem Buchprojekt gearbeitet. Das Buch, sagte sie letzte Woche vor ausgewählten Verlegern, werde die wahre und ungeschmückte Geschichte ihrer Erlebnisse in Perugia erzählen. Die Honorarverhandlungen werden vom Anwalt *Robert Barnett* geführt, der für die Bücher von *Barack Obama*, *Bill Clinton* und *Elton John* Millionenvorschüsse aushandelte.

Um Millionen geht es auch bei *Amanda Knox*. Alle Zutaten zu einem Sex-and-Crime-Bestseller sind da. Die Frage ist nur, was *Amanda Knox*, die immer ihre Unschuld beteuerte, dazu zu sagen hat. Warum sollte man ihr Buch über eine Tat lesen, mit der sie nichts zu tun hatte? Gefängnistagebücher über vier Jahre zu Unrecht erlittene Haft machen keinen Bestseller. Irgendetwas muss da stehen, was einen Millionenvorschuss rechtfertigt. Ihr Sexualeben in Italien? Das rüde Vorgehen der Ermittler? «Hier riskiert ein Verlag unglaublich viel», sagte ein Verleger der *New York Times*.

Vielleicht auch nicht. Vor Erscheinen des Buches wird *Amanda Knox* von Talkshow zu Talkshow gereicht werden. «Wir haben uns alle in sie verliebt», beschrieb ein Verlagsleiter den Eindruck, den *Knox* hinterliess. Falls es den Fernsehzuschauern ebenso ergeht, reicht das vermutlich für einen Bestseller aus.



## Wo ist der Narr geblieben?

Das Fasnachtstreiben liess die Mächtigen früher zittern. Die schonungslose Kritik von unten fehlt heute. *Von Josef Hochstrasser*



Verbissen vorgetragene Parteipolitik: Basler Schnitzelbank.

Glücklich die Gesellschaft, die es sich jedes Jahr erneut gönnt, in einen heilsamen Ausnahmezustand zu fallen. Als ob die Menschen in Ketten lägen, bricht die Fasnacht über sie herein wie weiland der Urknall und entwickelt ihre archaische Kraft. In Luzern und Basel etwa geschieht dies seit Jahrhunderten. Damals zogen noch die Ideologen der katholischen Kirche im Hintergrund die Fäden. Seit den Ursprüngen der Fasnacht im frühen Mittelalter bis weit ins 20. Jahrhundert hielten sie diese fest in ihren Händen. Das Konzil von Nizäa legte im Jahre 325 nach Christus das Osterdatum verbindlich fest. Danach richtet sich noch heute sowohl der katholische wie auch der reformierte Fasnachtstermin.

Nach Aschermittwoch war stets radikal Schluss mit lustig. Udenkbar, in der darauffolgenden Fastenzeit auch nur ein harmloses Fest durchführen zu wollen. Darum erstaunt es nicht, dass die Kirche selber die chaotischen Tage der Fasnacht in einen grösseren Ordnungs- und Deutungsrahmen stellte. Im Wissen um die Verderbtheit der menschlichen Natur gestand sie den Menschen gnädig ein paar Tage diabolischen Treibens zu. Die kirchlichen Oberen gestatteten für eine begrenzte Zeit ein teuflisches Spiel. Psychologisch geschickt, denn die unbewusste Seite des Menschen durfte nicht auf lange Zeit verdrängt werden. Pädagogisch bemerkenswert, konnte

der Klerus doch im Aschermittwoch-Gottesdienst mit der Asche auf dem Kopf des Gläubigen demonstrieren, wie vergänglich alle Lustbarkeit und die Verlockungen Satans sind.

Das Volk selber packte während der Fasnachtstage die Gelegenheit beim Schopf, tabuisierte Themen angstfrei öffentlich zur Schau zu stellen. Dabei traten im Mittelalter Figuren auf den Plan, die heute längst aus dem fasnächtlichen Strassenbild verschwunden sind. Gott sei Dank, möchte man sagen, denn damals lief noch die Figur des verpönten Juden durch die Gassen, der Mohr machte als Inbegriff einer minderwertigen Rasse seine Aufwartung, oder Bär, Schwein und Affe hatten ihren Auftritt als Symbole bestimmter Sünden. Wildgewordene Männer offenbarten die animalische Seite der Menschen. Kräfte, die das ganze Jahr über verborgen geblieben waren, entfalteten im fasnächtlichen Treiben ihre Macht. Nichts vermochte sie zu hemmen. Die üblichen Gesetze galten nicht mehr.

Obwohl in traditionell katholischen Gegenden noch heute auf die Fasnachtstage die Fastenzeit folgt, hat die Kirche ihre Macht über das ausgelassene Treiben längst verloren. Es taucht höchstens noch der Bischof des grössten Schweizer Bistums in Zivilkleidern an der Luzerner Fasnacht auf und heimst damit ein Quäntchen Wohlwollen liberaler Katholiken ein. Weithin verlorengegangen scheinen auch die einstmals so bissigen gesellschaftskriti-

schen Spitzen der fasnächtlichen Zeit. Wo ist im modernen Fasnachtsbild die zentrale Figur geblieben, ohne die jede Fasnacht zur seichten Folklore verkommt? Wo bleibt die Gestalt des Narren, jenes listigen Spötters, der in den Augen der Geistlichkeit der Ausbund des Nihilismus war und die Mächtigen auf den Thronen zum Zittern brachte?

Weit davon entfernt, nur ein Blödmann zu sein, stand der mittelalterliche Narr an der Spitze der Fasnachtstage. Ohne sich von irgendeiner Autorität den Mund verbieten zu lassen, wartete er mit schonungsloser Kritik an den Mächtigen von Staat und Kirche auf. Er beherrschte die gesamte Klaviatur subversiver Rede und ergötzte damit vor allem die Menschen, die unter den Herrschenden das Jahr über zu leiden hatten. Was den Narren auszeichnete, war seine fein geführte Klinge, mit welcher er in manch eine Eiterbeule stiess, die die Mächtigen unter grösster Anstrengung hatten verbergen wollen.

### «Occupy», Giacobbo, Whistleblower

Bei aller Leichtigkeit des Lebens während der heiteren Fasnachtstage verkörperte der Narr ein ernstzunehmendes gesellschaftliches Veränderungspotenzial. Er trug die Sehnsucht nach dem Sturz der Autoritäten, welche die Menschen nach Strich und Faden gängelten, durch die Gassen. Keine Figur verstand es besser, die lächerlichen Machenschaften von Königen, Kaisern oder Päpsten derart mit Witz, Schalk und Ironie zu entlarven, als der mittelalterliche Narr. Weit mehr als alle verbissen und ideologisch vorgetragene Parteipolitik unserer Tage trägt die Fasnacht die Kraft zur Aufdeckung fauler Spiele der sogenannten Grosen der Gesellschaft in sich. Die gefürchteten Autoritäten mussten damals zur fasnächtlichen Zeit wirklich zittern. Heute ist das anders. Die VIPs der Gegenwart fühlen sich sogar geehrt, an der Fasnacht ein Thema zu sein. Die Basler Schnitzelbänke zeugen davon.

Leider droht jeder Fasnacht schon nach wenigen Tagen das Grauen des Aschermittwochs. Und die gesellschaftlichen Verhältnisse bewegen sich im alten Trott weiter. Es wird vertuscht, vernebelt, verdrängt. Nur ab und an bläst der alte Narr auch heute noch unter die feinen Stoffe, mit welchen die Mächtigen ihre organisierten Widersprüche und Unredlichkeiten zuzudecken versuchen. Viktor Giacobbo ist ein Narr alter Schule. Aber auch die Whistleblower haben das Zeug, in die Fussstapfen der mittelalterlichen Fasnachtsfigur zu treten. Radikal knüpft die «Occupy»-Bewegung an die einstige Speerspitze des Narren an, und selbst gewisse Journalisten dürfen sich das Gütesiegel Narr ans Revers heften lassen, wenn sie in seinem Sinn gesellschaftliche Missstände schonungslos aufdecken.

Josef Hochstrasser ist reformierter Pfarrer und arbeitet als Religionslehrer an der Kantonsschule Zug.



## Metallisch in den Frühling

Von Jürg Zbinden

1 — «Loaded» heisst der erste Duft aus der Kollektionslinie «Strellson Sportswear» des im Thurgau beheimateten Labels. Der einem Flachmann nachempfundene Flakon trägt das typische rote Plektron, die Haptik von gebürstetem Stahl unterstreicht das maskuline Erscheinungsbild. Die Kopfnote mit gefrostenen Akkorden aus grünen Noten und schwarzem Pfeffer verleiht einen energetischen Kick. Durch die Präsenz von hölzernen Noten, einem Hauch Lakritz und einem Touch Ingwer soll die männliche Abenteuerlust geweckt werden. Lavendel, Ingwer, Myrrhe und Weihrauch, Vanille und Vetiver begleiten das gelungene Eau de Toilette (100 ml kosten Fr. 98.–, 50 ml = Fr. 69.–), das ab März im Handel ist. Eine Aftershave-Lotion, ein Shower-Gel und ein Deo-Stick ergänzen die Neulancierung.



1

2 — Die Korrekturbrille aus der Frühjahr/Sommer-Kollektion von Zegna Eyewear ist ideal für Männer, die eine Brille mit niedriger Dioptrienzahl benötigen. Der italienische Edeltuchfabrikant gehört zu den wenigen Modeherstellern, deren Sonnen- und Korrekturbrillen den Fachbetrieben Paroli bieten können. Die neue Brillenkollektion von Zegna gelangt im März/April in den Handel. Preis auf Anfrage.



2

3 — Die für Luxusuhren und hochkarätigen Schmuck weltbekannte Schweizer Firma Piaget ist Mehrfachrekordhalterin, wenn es darum geht, die flachsten Uhren zu bauen. Die flachste Automatik, das flachste Tourbillon – und nun die mit 5,34 mm flachste automatische Skelettuhr der Welt. Das Innenleben präsentiert sich in einem würdigen Weissgoldgehäuse (Durchmesser = 38 mm). Die «Piaget Altiplano Automatic Skeleton» kostet Fr. 52 900.–. Zu bewundern in der am 1. Dezember neu eröffneten Piaget-Boutique an der Bahnhofstr. 38 in Zürich.



3

4 — Mit der «Touch Mouse M600» lanciert Logitech ein neues Bedienkonzept für Computermäuse. Anstelle von Tasten und Scroll-Rad verfügt sie über eine berührungsempfindliche Oberfläche. Somit bewegt der Anwender den Mauszeiger mit Streichen und Wischen oder scrollt durch Websites, wie er es vom Smartphone gewohnt ist. Die bereits mit einem Designpreis ausgezeichnete Maus ist in der Schweiz ab Mitte Februar im Handel, zum Preis von Fr. 99.90. Info: [www.logitech.com](http://www.logitech.com).



4

## Spiegel im Glas

Von Peter Rüedi



Was unterscheidet einen grossen Wein von einem guten? Jedenfalls nicht der Preis. Der Preis-Qualitäts-Spagat hat längst den Punkt erreicht, an dem wir Normalkonsumenten uns eine Zerrung holen. Die Relation ist irrational. Klar gibt es Grenzen. Beim Grossverteiler lassen wir uns, zumindest in den unteren Regalen, eher von guten Trouvaillen überraschen. Was aber zeichnet einen ausserordentlichen Wein aus? Manche würden sagen: die Klarheit, die Evidenz, die Unfraglichkeit. Ich meine (und das ist nur scheinbar ein Widerspruch): die Vielschichtigkeit. Wie gute Literatur ist ein grosser Wein auf vielen Ebenen zu lesen. Er schreckt mich nicht ab, *primo gusto*, und kann mich weiter beschäftigen, wenn ich das will. Im Idealfall enthüllt er Schicht um Schicht und gibt doch sein Geheimnis nicht ganz preis. (Was ist das Innerste der Zwiebel? Eben.) Ferner hat ein grosser Wein mit grosser Literatur gemein, dass er ein Spiegel ist. Ich erkenne mich in ihm mit all meinen Launen. Sein Potenzial ist so breit, dass er mich in allen Befindlichkeiten das Bessere (oder noch Bessere) ahnen lässt. Oder mein eigenes Rätsel.

Genug der Philosophie, zur Sache. Die stammt aus Spanien, genauer: aus Katalonien, heisst Clos d'Agon und ist so ein grosser Wein, allerdings zu einem relativ bescheidenen Preis, wenn wir etwa an das Monument «Château Pingus» denken, das so etwa das Zwölffache kostet und doch den gleichen Vater – besser: die gleiche Hebamme – hat, den dänischen Önologen Peter Sisseck. Das Gut gehört (unter weiteren Teilhabern) drei Schweizern, dem vielseitig talentierten Silvio Denz (Château Faugères und Montepeloso) und den Weinhändlern Frank Ebinger (Casa del Vino, Zürich) und Franz Wermuth (Les Grands Vins Wermuth, Zürich). Die Weine von Agon gewinnen mit jedem Jahr an Statur. Der 2008er ist ein Meisterwerk im Gleichgewicht von Charme, Struktur und Finesse. Ein spanischer Bordeaux-Charakter *with a kick* (Cabernet Franc, Syrah plus etwas Cabernet Sauvignon, Merlot und Petit Verdot). Eine helle Freude. Zwei Stunden dekantieren.

Clos d'Agon: Catalunya tinto 2008. 14%. Wermuth, Zürich. Fr. 52.90. www.wermuth.ch

## Amtliche Befriedigung

Von Andreas Thiel — Der Verkehr mit städtischen Institutionen darf demnächst auch Freude machen. Aber nur, solange man sich an die Regeln hält.

**Freier:** Äh ... Entschuldigen Sie, ist hier nicht der Saunaklub «Paradiesvogel»?

**Sozialarbeiterin:** Doch, aber der heisst jetzt Städtisches Amt für Befriedigung.

**Freier:** Und wie ...

**Sozialarbeiterin:** Bitte ziehen Sie eine Nummer.

**Freier:** Ich bin aber nicht gekommen, um eine Nummer zu ziehen, ich bin hier, um eine Nummer zu schieben.

**Sozialarbeiterin:** Würden Sie mal blasen?

**Freier:** Wie bitte?

**Sozialarbeiterin:** Ein Alkoholtest.

**Freier:** Wozu das denn?

**Sozialarbeiterin:** Das ist ein Gesetz, welches noch vom Strassenstrich herrührt. Dort durfte man ja auch nicht im alkoholisierten Zustand ...

**Freier:** Was hat dieses Etablissement mit dem Strassenstrich zu tun?

**Sozialarbeiterin:** Um die Prostituierten von der Strasse wegzuholen, haben wir staatliche Bordelle gebaut, wodie Prostituierten bessere Anstellungsbedingungen und ein sicheres Einkommen erhalten.

**Freier:** Das ist löblich.

**Sozialarbeiterin:** Leider blieben anfangs die Freier den amtlichen Bordellen fern.

**Freier:** Warum?

**Sozialarbeiterin:** Vermutlich, weil diese nur von 08.30 bis 11.30 Uhr und von 14.00 bis 16.30 Uhr geöffnet waren. Und wegen des garantierten Fixlohnes waren die Prostituierten natürlich nicht bereit, Überstunden zu machen.

**Freier:** Was macht man da?

**Sozialarbeiterin:** Um positive Anreize für die Freier zu schaffen, haben wir die staatliche Prostitution professionalisiert.

**Freier:** Wie das?

**Sozialarbeiterin:** Die Liebesdienerinnen ...

**Freier:** Sie meinen die Staatsdienerinnen im Liebesdienst?

**Sozialarbeiterin:** Äh, ja ... Die Staatsdienerinnen erhielten eine professionelle Ausbildung an einer Fachhochschule im Bereich PPP ...

**Freier:** PPP?

**Sozialarbeiterin:** Das heisst Public Private Partnership.

**Freier:** Ach so.

**Sozialarbeiterin:** Dort konnten sie einen eigens für diese Branche geschaffenen Master in Sozialer Befriedigung erwerben.

**Freier:** Und war das befriedigend?

**Sozialarbeiterin:** Wegen der Akademisierung der staatlichen Prostitution mussten wir unseren Befriedigungswissenschaftlerinnen höhere Gehälter auszahlen. Wir konnten mit der privaten Konkurrenz erst recht nicht mehr mithalten.

**Freier:** Verstehe ich richtig? Der staatliche Bordellbetrieb war also nicht einmal kostendeckend?

**Sozialarbeiterin:** Das hat uns auch überrascht.

**Freier:** Und dann?

**Sozialarbeiterin:** Um allen Prostituierten gleich lange Spiesse zu geben, hat der Stadtrat einen Master-Abschluss auch für die privaten Prostituierten für obligatorisch erklärt, worauf die Prostituierten auf die Strasse gegangen sind.

**Freier:** Und genau das wollte man ja verhindern ...

**Sozialarbeiterin:** Genau. Deswegen hat der Stadtrat auch die Konkurrenz verstaatlicht und das staatliche Monopol auf die Befriedigung der Bürger eingeführt.

**Freier:** Das heisst, ich kann jetzt nicht mehr mit irgendeiner ...

**Sozialarbeiterin:** Nichtstaat-

liche Freuden sind verboten.

**Freier:** Und wenn ich ein paar Sonderwünsche habe?

**Sozialarbeiterin:** Der Verkehr bei uns ist natürlich streng reguliert. Wenn Sie auf Dominaspielchen und Uniformen stehen, dann machen Sie einfach, was Sie wollen. Die Kabinen sind kameraüberwacht. Es kommt dann sofort eine Politesse und büsst Sie wegen Missachtung von Verkehrsregeln.

**Freier:** Ich weiss nicht, ob das das ist, was ich mir ...

**Sozialarbeiterin:** Bitte kommen Sie jetzt.

**Freier:** Jetzt schon?



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Der gebürtige Berner lebt in Indien.





Auto

## Benzinverbrauch: 0,2 Liter

Im Opel Ampera steckt ein Stück Zukunft der Fortbewegung. Man fährt mit Strom, Treibstoff und guten Gefühlen. *Von David Schnapp*

Seit Politiker und NGOs entschieden haben, dass die Erde gerettet werden kann, wenn wir weniger Benzin verbrauchen, ist viel passiert. Es kommen Elektroautos auf den Markt, tollkühne Antriebskonzepte werden mit viel Werbegetöse um die Welt geführt, und Sportautohersteller pflanzen Bäume in die Fabrik, um ihre nachhaltige Grundeinstellung zu demonstrieren. In der richtigen Welt aber hat sich nichts Grundlegendes verändert. Viele Alternativ-Antriebe sind entweder nicht alltagstauglich, oder sie bieten, wie im Falle der Hybrid-Technologie, keinen besonderen Vor-

teil – etwa im Vergleich zu modernen, effizienten Dieselmotoren.

Hier kommt unser Testwagen ins Spiel: Der Opel Ampera (oder der baugleiche Chevrolet Volt) bietet in der Kombination aus Elektromotor, Lithium-Ionen-Batterie sowie einem kleinen Benzinmotor mit 86 PS Leistung (Range Extender), ein Konzept, das im Alltag problemlos funktioniert, den Durchschnittsverbrauch drastisch senkt und mit einer Gesamtreichweite von 500 Kilometern die Nachteile reiner Elektrofahrzeuge nicht kennt. Sind die Batterien leer, treibt der Benziner einen Generator an, der Strom für den Elektromotor produziert.

Wenn man kurze Strecken zurücklegt und pro Tag nicht mehr als 30 bis 50 Kilometer macht, wird man mit sehr wenig Benzin auskommen. Ich habe rund 60 Kilometer zurückgelegt und dabei einmal die halbleere Batterie wieder vollgeladen, was glücklicherweise über eine ganz normale Haushaltsteckdose erledigt werden kann.

Bei voller Batterie beträgt die Reichweite 40 bis 80 Kilometer. Allerdings reduziert sich

diese schnell, wenn es draussen kalt ist. Am Schluss habe ich trotzdem für die 60 Kilometer lediglich 0,2 Liter Benzin verbraucht. Bei einer solchen Bilanz hofft man, ein kleines Stück zur Rettung der Welt beigetragen zu haben. Es wäre aber auch interessant, zu erfahren, wie es aussieht, wenn man tatsächlich einmal 500 Kilometer am Stück zurücklegt. Der Benzinverbrauch wird mit 1,2 Litern auf 100 Kilometer angegeben. Diesen Wert wird man kaum erreichen. Und wie bei allen Alternativ-Antrieben schleppt man einiges an Zusatzgewicht mit; allein die Batterien wiegen 180 Kilogramm, was auf Kosten der Effizienz geht.

### Galaxie von Captain Future

Die Ampera-Designer haben alles getan, um einem das Gefühl zu geben, ein Stück Zukunft zu besitzen. Mit Raumschiff-Sounds und animierten Grafiken fühlt man sich hinter dem Lenkrad, als hätte man die Galaxie des Captain Future erreicht. Ständig blinkt und piept es im Cockpit des Ampera, und statt Tasten gibt es Touch-Bedienungsflächen. Seltsam altbacken wirkt angesichts dieser geballten Ladung Zukunft die Stummelantenne auf dem Dach.

Fazit: Ich wage keine Einschätzung, ob sich das Ampera-Konzept langfristig durchsetzen wird. Wenn man aber halbelektrisch und verbrauchsarm Auto fahren will, ist dieser Wagen sicher ein guter Anfang.

#### Opel Ampera

Leistung: 150 PS (Elektromotor),  
Li-Ion-Batterie: 16 kWh  
Höchstgeschwindigkeit: 161 km/h  
Preis: ab Fr. 50 900.–



## Ein wenig besser

Die Bankangestellte Gisela Schön, 30, und der Informatiker Michael Kuhn, 32, heirateten kürzlich. Gemeinsam wollen sie noch schnell die Welt retten.

**Gisela:** Michael assistierte der Tanzlehrerin beim Vortanzen, ich war Schülerin im Grundkurs. Bei unserer zweiten Stunde – es war an meinem 22. Geburtstag – klingelte mein Handy. Michael sah mich tadelnd an, ich zwinkerte ihm zu und drückte den Anrufer weg, was er lächelnd zur Kenntnis nahm. Nach mehreren Abenden forderte er mich zum Tanz auf. Ich war so überrascht, dass ich während des Cha-Cha-Cha gezittert habe, es war megapeinlich. Sein Lächeln wurde zum frechen Grinsen, und ich lief zu allem Überfluss auch noch rot an. Die Schuld an allem gab ich den neuen Tanzschuhen und dem rutschigen Boden. Ich weiss, dass er mir das nicht geglaubt hat, aber trotzdem händigte er mir seine Schuhbürste zum Aufrauen der Sohlen aus. Da wusste ich, dass aus uns etwas werden könnte, und bald darauf waren wir ein Paar. In all den Jahren war es nie schwer, mit ihm zusammen zu sein. Im Lauf der Zeit wurde er zu einem Seelenverwandten, und ich kann tatsächlich sagen, dass er nicht nur mein Liebster, sondern auch mein allerbesten Freund ist.

**Michael:** An meiner Frau liebe ich alles, insbesondere aber die Gabe, sich selbst auf die Schippe zu nehmen. Ein glückliches Paar verfügt über eine ähnliche Weltanschauung, und der Blick darf dabei über den Tellerrand des eigenen Glücks hinausgehen. Wir gehen beide offen durch die Welt, lieben Tiere und unsere Umwelt, haben Spass an neuen und alten Dingen und plädieren in der Völkerverständigung einer globalen Welt für mehr Toleranz, Verständnis und ein soziales Gewissen.

**Gisela:** Wir hassen es, wenn am Strassenrand Müll liegt. Wir leben in einer Konsumgesellschaft, aber muss man deshalb rücksichtslos sein? Muss zum Beispiel beim Zähneputzen das Wasser laufen? Müssen immer alle Geräte am Strom hängen? Solche Dinge haben wir in der Partnerschaft von Anfang an besprochen und umgesetzt. Heute achte ich auch darauf, woher das Essen stammt und unter welchen Konditionen es produziert wird. Wenn alle auf solche kleinen Dinge achten würden, die unter dem Strich keine Einschränkung der Lebensqualität bedeuten, ginge es anderen Lebewesen und dem Planeten ein wenig besser.



«Muss beim Zähneputzen das Wasser laufen?»: Ehepaar Kuhn-Schön.

**Michael:** Auf eine Materialschlacht wollten wir an unserer Hochzeit ebenso wie auf andere Dinge, die die Umwelt belasten, verzichten. Ein ökologisches Feuerwerk gibt es einfach nicht. Eine Feuershow oder ein Höhenfeuer sei genauso effektiv und auch in ökologisch schützenswerten Gebieten realisierbar, erfahren wir von unserer Hochzeitsplanerin. Uns war vor allem wichtig, dass Kirche, Location und Hotel zu Fuss erreichbar sind. Geplant waren Kaffee und Kuchen im Freien auf Picknickdecken unter einer wunderschönen alten Blutbuche, die in einem Schlossgarten steht. Leider spielte das Wetter nicht mit, so mussten wir auf Plan B zurückgreifen mit einer warmen Mahlzeit an richtigen Tischen. Es gab nur eine Menükarte pro Runde, und anstatt Teppiche verlegen zu lassen, wählten wir einen Boden aus wiederverwendbaren Holzdielen. Das Essen kam aus der Region und war biologisch. Den Wein steuerte ein Onkel bei, der aus Franken stammt. Das Kuchenbuffet bestückten die eingeladenen Gäste mit selbstgebackenen Sü-

ssigkeiten. Solche Massnahmen sind übrigens nicht nur ökologisch, sondern auch kostensparend.

**Gisela:** Der Tag rauschte an uns vorbei, es war wie in einem Traum. Das Fotoshooting machten wir im Schlossgarten, und die Natur lieferte romantische Momente, die man nicht organisieren oder kaufen kann: Am Ende des Tages bekamen wir sogar einen Sonnenuntergang geschenkt. Mit einem Wiener Walzer eröffneten wir die Party im Rittersaal, sie dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Als Give-away erhielten die Gäste selbstgemachte Marmelade. Sie soll – Löffel für Löffel – noch lange an den schönen Tag erinnern.

Ökologische Hochzeit: [www.premium-weddings.de](http://www.premium-weddings.de)

Protokoll: Franziska K. Müller





IHR VOLVO V60

# EURO-VORTEIL BIS 17%



---

**JETZT MIT LEASING  
3,9%**

---

**5 JAHRE GARANTIE + 150 000 KM SERVICE + VOLVO ASSISTANCE**

---

Der Volvo V60 verbindet puren Fahrspass mit komfortabler Ausstattung und einem grossen Raumangebot. Ausgerüstet mit modernster Technik, kann seine automatische Notbremsfunktion City Safety Auffahrunfälle verhindern. Bei diesem sportlichen Kombi wurde nirgends gespart – ausser beim Preis. Denn jetzt profitieren Sie von 3,9% Leasing und einem Euro-Vorteil von bis zu 17%. Beim Volvo V60 dreht sich alles um Sie. Jetzt bei Ihrem Volvo Vertreter Probe fahren.

---

**VOLVOCARS.CH**

Leasing Volvo Car Financial Services: Volvo V60 D3 Geartronic Start/Stopp Kinetic 163 PS/120 kW. Katalogpreis CHF 53 400.–, Monatsrate CHF 551.–, 1. grosse Leasingrate 20%, Laufzeit 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Zins nominal 3,9%, Zins effektiv 3,97%. Restwert gemäss Richtlinien der Volvo Car Financial Services (BANK-now AG). Obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Die Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt (Art. 3 UWG). Angebot gültig bis auf Widerruf. Treibstoff-Normverbrauch gesamt (nach Richtlinie 1999/100/EU): 5,7 l/100 km. CO<sub>2</sub>-Emissionen: 149 g/km (159 g/km: Durchschnitt aller verkauften Neuwagen-Modelle). Energieeffizienz-Kategorie: B. Volvo Swiss Premium® Gratis-Service bis 10 Jahre/150 000 Kilometer, Werksgarantie bis 5 Jahre/150 000 Kilometer und Verschleissreparaturen bis 3 Jahre/150 000 Kilometer (es gilt das zuerst Erreichte). Nur bei teilnehmenden Vertretern. Abgebildetes Modell enthält ggf. Optionen gegen Aufpreis. Berechnungsbeispiel für Kundenvorteil 17%: Katalogpreis CHF 53 400.– – 14% Preisvorteil CHF 7 476.– + Wert Volvo Swiss Premium® CHF 1 602.– (3%) = Kundenvorteil CHF 9 078.– (17%). Nur in Kombination mit den Paketen Business Professional Pack (CHF 2 500.–), Winter Pack (CHF 700.–) und Security Pack (CHF 1 500.–).